



universität
wien

Masterarbeit

Titel der Masterarbeit

Akademikerinnen auf ihrem Weg zum Aufstieg:
Studienerfahrungen und Lebensverhältnisse an der Universität Wien

Verfasserin

Christina Doleschal BA

Angestrebter akademischer Grad

Master of Arts (MA)

Wien, 2014

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 066 688

Studienfach: Masterstudium Wirtschafts- und Sozialgeschichte

Betreuer: a.o. Univ. Prof. Mag. Dr. Markus Cerman MSc

Ich danke ...

... meiner Familie für dessen Unterstützung in meiner Entscheidung, Geschichte zu studieren sowie in finanziellen Belangen.

... meinem Lebensgefährten Erwin und meinen Freunden, die mich in schwierigen Situationen wieder auf den Weg geführt und mich in meinen Zielen bestärkt haben. Auch möchte ich ihnen für die sprachliche Korrektur meiner Arbeit danken.

... Herrn a.o. Univ. Prof. Mag. Dr. Markus Cerman MSc, welcher meine Arbeit betreut hat und mir stets mit wissenschaftlichen Verbesserungsvorschlägen zum Aufbau der Arbeit geduldig und hilfsbereit zur Seite stand.

... Frau a.o. Univ. Prof. Mag. Dr. Eveline List, für die inhaltlichen Hinweise zur Eingrenzung meines Themas.

... Herrn Mag. Günter Müller für die autobiographischen Literaturhinweise.

Inhaltsverzeichnis

1.	Einführung	5
1.1.	Einleitung und Forschungsüberblick	5
1.2.	Zielsetzung und Aufbau der Arbeit	8
2.	Exkurs: Studierende Frauen um 1900 in Österreich	10
2.1.	Bildungssituation	10
2.2.	Zulassung zu den Hochschulen	11
3.	Die Vorstellung höherer Bildung für Frauen an der Universität Wien	14
3.1.	Zur Lage an der Universität Wien	14
3.2.	Zur sozialen Herkunft und Religionszugehörigkeit der ersten Studentinnen	15
3.3.	Die Lage an der Philosophischen Fakultät	17
3.4.	Die Lage an der Medizinischen Fakultät	20
3.5.	Gegenargumente und Konkurrenzverhalten	22
3.6.	Die Debatte über die Einführung einer Frauenhochschule	25
3.7.	Euphorie und Argumente pro weiblicher Studierender	26
4.	Studien- und Alltagserfahrungen der ersten Generation weiblicher Studierender	31
4.1.	Selektion und Bedeutung der Autobiographien	31
4.2.	Elise Richter	33
4.2.1.	Biographie	33
4.2.2.	Studium	35
4.3.	Ilse Arlt	41
4.3.1.	Biographie	41
4.3.2.	Studium	42
4.4.	Lise Meitner	44
4.4.1.	Biographie	44
4.4.2.	Studium	45
4.5.	Helene Deutsch	47
4.5.1.	Biographie	48
4.5.2.	Studium	49
4.6.	Käthe Leichter	53
4.6.1.	Biographie	54

4.6.2. Studium	55
4.7. Zusammenfassung der Autobiographien im deutschsprachigen Kontext	60
4.7.1. Reflexion von Studien- und Alltagserfahrungen	62
4.7.2. Beweggründe für das Studium	66
4.7.3. Alltag abseits des Studiums	67
5. Schluss	72
6. Abbildungsverzeichnis	74
7. Literaturverzeichnis	75
7.1. Gedruckte Quellen	75
7.1.1. Autobiographien	77
7.2. Sekundärliteratur	78
Abstract (Deutsch)	85
Abstract (English)	86
Lebenslauf	87

1. Einführung

1.1. Einleitung und Forschungsüberblick

„Das lebendige Beispiel, die Leistungen und das Auftreten der Frau werden in der nächsten und vielleicht in aller Zukunft, speciell in den deutschredenden Ländern, das wirksame Moment bleiben“.¹

Beschäftigt man sich mit der Geschichte der Bildung in Österreich, werden staatliche Verhältnisse sowie gesellschaftspolitische Faktoren sichtbar, worin Bildung eine wichtige Stellung einnahm. In ihrer Forschungsarbeit betrachtet Waltraud Heindl Bildung als eine Zugangsweise, in der Emanzipationsbestrebungen erkennbar werden.² Im Laufe des 19. Jahrhunderts reifte der Gedanke eines „Bildungsideals“ – von der Aufklärung stammend –, welches alle Bevölkerungsschichten und somit Männer und Frauen miteinschloss.³ Jedoch galt es erst, eine Reihe von geschlechtsspezifischen Zugangsbeschränkungen aufzulösen, sodass Frauen in der gleichen Weise wie Männer studieren konnten.⁴ Gertrud Simon führt des Weiteren an, dass Bestrebungen der Frauenbewegung und private Initiativen dazu beitrugen, an dieser Lage etwas zu verbessern.⁵ Frauenarbeit und -bildung waren um 1900 Themen öffentlicher Diskussion. Eine Erweiterung der Grenzen würde vor allem die Rolle der Frau in der Familie als auch die wissenschaftliche Sphäre – die Männern vorbehalten war – gefährden. Betreffend die Rolle, welche die Frau im Haushalt innehatte, kam es durch die Emanzipation zunehmend zu Konflikten. Ingrid Schmidt - Harzbachs Studie gibt Aufschluss darüber, warum es für Töchter aus den bürgerlichen Schichten nun immer wichtiger wurde, für ihren eigenen Lebensunterhalt zu sorgen. Durch Veränderungen in der Produktionsweise und zunehmender Technologisierung kam es zu einer Modifikation sozialer Prämissen. Unter dem Bezugspunkt der Eman-

¹ Bluhm, Agnes: Leben und Streben der Studentinnen in Zürich. Vortrag am 1. März 1890 in Wien. In: Jahresbericht des Vereines für erweiterte Frauenbildung in Wien. 2. Jahrgang, 1889/90, S. 17.

² Vgl. Heindl, Waltraud: Die Studentinnen der Universität Wien. Zur Entwicklung des Frauenstudiums (ab 1897). In: Dienst, Heide / Saurer, Edith (Hg.): „Das Weib existiert nicht für sich“: Geschlechterbeziehungen in der bürgerlichen Gesellschaft. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik, 1990a, S. 174.

³ Vgl. Korotin, Ilse: Bemerkungen zur Entwicklung des Frauenstudiums. In: Korotin, Rene (Red.): Gelehrte Frauen: Frauenbiographien vom 10. bis zum 20. Jahrhundert. Wien: Bundesministerium für Unterricht und kulturelle Angelegenheiten, Abteilung für Mädchen- und Frauenbildung, 1996, S. 198.

⁴ Vgl. Heindl, Waltraud / Tichy, Marina: „Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück ...“. Frauen an der Universität Wien. Wien: WUV-Univ.-Verlag, 1990b, S. 9f.

⁵ Vgl. Simon, Gertrud: Hintertreppen zum Elfenbeinturm. Höhere Mädchenbildung in Österreich – Anfänge und Entwicklungen. Reihe Dokumentation, Band 9. Wien: Wiener Frauenverlag, 1993, S. 19f.

zipation suchten Frauen neue Möglichkeiten, sich beruflich weiterzuentwickeln.⁶ Nichtsdestotrotz galten Bildung und die Möglichkeit der Frauen, ein Studium aufzunehmen, um die Jahrhundertwende als allgemeines Phänomen. Dies bezeugen die Zahlen der inskribierten Studentinnen, die mit der Öffnung der Hochschulen für Frauen anstiegen.⁷ Waltraud Heindl untermauert dies damit, dass sich „langsam die Auffassung durchsetzte, Reform, Modernisierung und Rationalisierung von Staat und Gesellschaft seien am besten gewährleistet, wenn ein möglichst großer Anteil der Gesellschaft über einen möglichst großen Teil von Bildung verfügte und somit genügend wünschenswertes Potential geschaffen werde, Wissenschaft und Technik durchzusetzen“.⁸

Seit Mitte der 1990er Jahre gibt es vermehrt Studien über die Anfänge des Studiums für Frauen im deutschsprachigen Raum. Die historische Entwicklung der Zulassung von Frauen zu den Universitäten ist zwar wissenschaftlich gut aufgearbeitet, man liest aber selten über Studentinnen und deren Erfahrung selbst. Viele Akademikerinnen, welche Pionierarbeit leisteten, wurden regelrecht verdrängt oder vergessen.⁹ Vielmehr wurde die Tatsache, dass Frauen an Universitäten studieren durften, zu einer Selbstverständlichkeit.¹⁰ Oft ist die Relevanz bisheriger Untersuchungen für eben diese Frage minimal, oder aber sind Überblickswerke zu breit angelegt. Deshalb erhebt diese Arbeit den Anspruch, speziell erste Studien- und Alltagserfahrungen von Frauen aufzugreifen, um feststellen zu können, wer diese Frauen und ihre Motive, ein Studium aufzugreifen, waren.

Als Hauptquelle dienen ausgewählte Autobiographien, um Erfahrungen aus der Sicht erster Studentinnen zu analysieren. Auf die Selektion und Problemstellung dieser Quellengattung wird später Bezug genommen. Für die Arbeit wurden veröffentlichte Biographien der ausgewählten Frauen verwendet, welche zur Ergänzung autobiographischer Darstellungen dienen. Jedoch boten nur wenige für die hier behandelte Fragestellung relevantes Material. Sofern dies der Fall war, wurden die Biographien in das Literaturverzeichnis aufgenommen. Auf die

⁶ Vgl. Schmidt - Harzbach, Ingrid: Kampf ums Frauenstudium. Studentinnen und Dozentinnen an deutschen Hochschulen. In: Bock, Gisela: Frauen und Wissenschaft: Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen Juli 1976. 2. Auflage, Berlin: Courage - Verlag, 1977, S. 34.

⁷ Vgl. Heindl, 1990a, S. 178ff.

⁸ Vgl. Heindl, 1990a, S. 175.

⁹ Vgl. Bolognese - Leuchtenmüller: Töchter des Hippokrates: 100 Jahre akademische Ärztinnen in Österreich. 1. Auflage, Wien: ÖAK - Verlag, 2000, S. 9.

¹⁰ Vgl. Heindl, 1990a, S. 174.

Angabe jener Biographien im Verzeichnis, die nicht zur Quellengrundlage der Arbeit beitragen konnten, wurde verzichtet. Sie enthielten Angaben über das Lebenswerk der Autobiographinnen, nicht jedoch über Erfahrungen während des Studiums. Sekundärliteratur wie *Das Weib existiert nicht für sich* (1990) und *Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück* (1990) ziehen Bilanz über die Bildungs- und Arbeitssituation von Frauen Ende des 19. bis Anfang des 20. Jahrhunderts. In beiden Werken dominieren statistische Auswertungen über Studentinnen an den Fakultäten zur Affirmation der Forschungsergebnisse. In der vorliegenden Arbeit werden diese Werke vorwiegend als Anhaltspunkte zum aktuellen Forschungsstand herangezogen. Beide Werke versuchten, einen Einblick in die gesellschaftliche Struktur – beginnend bei den Anfängen der ersten Studentinnen an der Universität Wien – zu geben. Demgegenüber sind die Forschungen in einer anderen einschlägigen Aufsatzsammlung stärker auf die Entwicklung des Medizinstudiums für Frauen bezogen, wie das Werk *Töchter des Hippokrates* (2000). Weiters wurde als spezifische Quelle *Frauenstudium und akademische Frauenarbeit in Österreich* (1968) herangezogen. Sie geht speziell auf die Entwicklung des Studiums für Frauen an den einzelnen Fakultäten ein. Die Dissertation *Das Frauenstudium in Österreich, Deutschland und in der Schweiz* (1961) beschreibt vorwiegend die rechtliche Situation und stellt eine wichtige Quelle in der Darstellung von Zulassungsfragen von Frauen zu den Universitäten dar. Die Werke *Girl's secondary education in the Western World* (2010) und *Frauenforschung* (2003) bieten einen Überblick über die Bildungssituation von Mädchen und Frauen. Zudem wird auf Frauenzeitschriften zurückgegriffen, worin um die Jahrhundertwende die Öffnung der Hochschulen für Frauen des Öfteren Austragungsort öffentlicher Diskussion war und reichlich Quellenmaterial zur Beantwortung der Forschungsfrage bietet.

In der Forschungsliteratur wird vermehrt eine gewisse, bereits angesprochene Selbstverständlichkeit, mit der der Möglichkeit studierender Frauen begegnet wird, kritisiert. Alle bisherigen Arbeiten lassen jedoch die Lücke in der fehlenden Aufarbeitung über die ersten Studentinnen und ihre Erfahrungen an der Universität Wien offen.

1.2. Zielsetzung und Aufbau der Arbeit

Um eine spezifischere Studie durchführen zu können, beschäftigt sich die vorliegende Arbeit mit der Öffnung der Hochschulen für Frauen und greift dahingehend erste Studien- und Alltagserfahrungen von Studentinnen an der Philosophischen und Medizinischen Fakultät ab dem Jahr 1897 beziehungsweise ab 1900 in Wien auf. Ende des 19. Jahrhunderts standen Universitäten im europäischen Raum im Mittelpunkt öffentlicher Diskussion. Dazu wird die Bildungssituation in Österreich – mit Schwerpunkt auf die Zulassung zu den Universitäten – anhand Sekundärliteratur erarbeitet sowie Autobiographien, um die Eingliederung der Erfahrungen der ausgewählten Studentinnen in den Alltag zu verdeutlichen.¹¹ Dabei geht es nicht darum, Differenzen von Studenten und Studentinnen darzustellen, sondern um die Einordnung derselben in einen Wissenschaftsbereich, der bislang Männern vorbehalten war.

Kapitel 2 bietet einen Exkurs über die Bildungssituation in Österreich und des Weiteren die Zulassung der Frauen zu den Hochschulen. Die historische Entwicklung der Öffnung der Hochschulen für Frauen darf nicht getrennt von Frauen- und Mädchenbildung betrachtet werden, um die universitären Zugänge abbilden zu können. Als Quelle dienen Frauenzeitschriften und neueste Erkenntnisse, um das Thema in die Forschung einordnen zu können. Kapitel 3 fokussiert allgemein auf die Lage erster weiblicher Studierender an der Universität Wien, welche sich um 1900 bis 1914 inskribierten. Diese Grenze wird gezogen, da es durch den Ersten Weltkrieg zu einem Mangel männlicher Studierender kam und somit auch männlicher Arbeitskräfte, wodurch ein Wandel in der Wissenschaft einsetzte.¹² Warum dies im Falle von Käthe Leichter umgangen wird, wird später argumentiert. Die These lautet, ob die Möglichkeit des Studierens und die Ablegung von Restriktionen von der Leistung der Studentinnen abhängig waren. Mussten sie beweisen, dass sie genauso viel leisten konnten wie ihre männlichen Kollegen? Wie gestaltete sich die Öffnung der Fakultäten für Frauen und das Konkurrenzverhalten männlicher Studierender? Dazu werden Gutachten und Berichte von Professoren, Studierenden sowie Frauenzeitschriften als auch die Auswertungen in der bestehenden Sekundärliteratur miteinbezogen. Kapitel 4 stellt den Schwerpunkt der Arbeit dar und erhebt

¹¹ Der Begriff „Frauenstudium“ wird in der vorliegenden Arbeit bewusst vermieden, da dies auf die Herausbildung eines eigenen Studiums für Frauen hinweist, was zwar diskutiert wurde (siehe Kapitel 3), aber keinesfalls eingetreten ist.

¹² Vgl. Brugger, Elisabeth / Neichl, Brigitte (Hg.): FrauenForschung. Wissenschaft ist (auch) „weiblich“. 1. Auflage, Wien: Verbund Wiener Volksbildung, 2003, S. 12.

den Anspruch, anhand autobiographischer Quellen die persönlichen Erfahrungen der Studentinnen im Universitätsalltag aufzugreifen und zusammenzufassen. Wie erlebten sie den Umgang mit anderen Studenten und Lehrenden im universitären Alltag und wie erlebten sie die gesellschaftlichen Zwänge, die von außen sowie von innen auf sie einwirkten? Dies wird mithilfe von Autobiographien erarbeitet und biographische Daten werden anhand der Sekundärliteratur ergänzt. Abschließend werden die Ergebnisse der Auswertung der Autobiographien zusammengefasst und im Kontext des deutschsprachigen Forschungsstands eingeordnet.

2. Exkurs: Studierende Frauen um 1900 in Österreich

2.1. Bildungssituation

Während in der Schweiz bereits in den 1840er Jahren weibliche Studierende an der Universität Zürich immatrikulieren durften, verzögerte sich die Zulassung in anderen europäischen Städten.¹³ Die Einführung höherer Bildungsstätten für Mädchen in Wien beschränkte sich im Jahr 1877 auf ein sechsjähriges Privatlyzeum, was vom Frauenerwerbsverein initiiert wurde. Wenig später wurden diese und ähnliche Bildungseinrichtungen für Mädchen von der Stadt mit Zuschüssen versorgt. Bis auf „typisch weibliche Tätigkeiten“, wie zum Beispiel Stricken, wurden jene Lyzeen von männlichen Lehrern dominiert. Erst um 1900 und durch die Initiative von Frauenvereinen wurden die Lyzeen einer Umstrukturierung unterzogen, da bislang wenige staatliche Regelungen erfolgten.¹⁴ Bis zu dieser Zeit waren in Ländern wie Österreich und Bayern, wo Katholizismus vorherrschend war, Schulen in geistlicher Hand. Dadurch gab es räumlich große Unterschiede in den Bildungsmöglichkeiten für Frauen und Mädchen. Im protestantisch geprägten Preußen waren Mädchenschulen im Vergleich bereits unter staatlicher Führung und Frauen durften an diesen unterrichten.¹⁵ Bis Lyzeen für Mädchen und Frauen unter staatlicher Kontrolle standen, war höhere Bildung für Frauen und Mädchen Privatsache und bedeutete somit eine finanzielle Frage für die Familie, ob sie es sich leisten konnte, ihre Tochter an einem Privatlyzeum ausbilden zu lassen.¹⁶ Durch Eingreifen des Staates wurde schließlich auch in Österreich mehr Wert auf die naturwissenschaftliche Bildung von Mädchen gelegt, hatten die Lyzeen bisher eine starke „weibliche Ausprägung“.¹⁷ Dies wird vor allem mit der „stark ausgeprägten Arbeitsmarktorientierung der österreichischen Bildungspolitik“ argumentiert. Das bedeutet, dass die Öffnung der Hochschulen für Frauen, aufgrund der

¹³ Vgl. Berger, Elisabeth: „Bedrohlich gescheit!“ Der Beginn des Frauenstudiums an der Universität Wien. In: Brugger, Elisabeth / Neichl, Brigitte (Hg.): Frauenforschung. Wissenschaft ist (auch) „weiblich“. 1. Auflage, Wien: Verbund Wiener Volksbildung, 2003, S. 16.

¹⁴ Vgl. Albisetti, James C.: Mädchenerziehung im deutschsprachigen Österreich, im Deutschen Reich und in der Schweiz, 1866 - 1914. In: Good, David F. / Grandner, Margarete / Maynes, Mary Jo (Hg.): Frauen in Österreich: Beiträge zu ihrer Situation im 19. und 20. Jahrhundert. Wien: Böhlau, 1994, S. 19ff.

¹⁵ Vgl. Jacobi, Juliane: The Influence of Confession and State: Germany and Austria. In: Albisetti, James C. / Goodman, Joyce / Rogers, Rebecca: Girl`s secondary education in the Western World: from the 18th to the 20th century. New York: Palgrave Macmillan, 2010, S. 43.

¹⁶ Vgl. o. V.: Die Frau und das Mittelschulstudium. In: Jahresbericht des Vereines für erweiterte Frauenbildung in Wien. 16. Vereinsjahr, 1903/04b, S. 4.

¹⁷ Vgl. Albisetti, 1994, S. 19ff.

starken Ausprägung des Arbeitsmarktes auf typisch „weibliche“ beziehungsweise „männliche“ Berufe, nicht als notwendig erachtet wurde.¹⁸ Da die Universität vielmehr „kein Feld der Allgemeinbildung, sondern der Berufsausbildung“ war, liegt nahe, warum Frauen ausgeschlossen wurden.¹⁹ Generell wurde es Frauen nicht zugetraut, eine Führungsposition zu bekleiden.²⁰ Dazu kam im 19. Jahrhundert das ideale Rollenbild der Frau als Ehefrau und Mutter.²¹ Anna Lind merkt dazu an:

„Es hat wohl im Lauf der Jahrhunderte gelehrte Frauen, Doktorinnen – vor allem Ärztinnen – wie auch Dozentinnen gegeben, aber sie waren Ausnahmeerscheinungen, nicht typisch für ihr Geschlecht und wurden daher von der Allgemeinheit, auch vom männlichen Geschlecht, als ‚Genies‘ respektiert“.²²

2.2. Zulassung zu den Hochschulen

Frauen wurden in Österreich 1897 als ordentliche Hörerinnen an der Philosophischen Fakultät zugelassen, sofern sie ein Lyzeum oder eine Lehrerinnenbildungsanstalt besucht hatten.²³ Vor 1897 handelte es sich um eine Übergangsphase, wobei Frauen als außerordentliche Hörerinnen immatrikulieren durften. Sie waren also berechtigt, an österreichischen Hochschulen zu studieren, jedoch wurde die Berechtigung zur Studienzulassung trotz einer erfolgreich abgelegten Matura nicht erteilt, beziehungsweise wurde der „Passus zum Besuche einer Universität doppelt ausgestrichen“.²⁴ Viele Professoren waren der Meinung, „(...) die Anwesenheit von Frauen in höheren Bildungsinstitutionen drücke auf das wissenschaftliche Niveau und gefährde die Sittlichkeit.“ Diese Auffassung wurde versucht, wissenschaftlich zu fundieren, indem etwa Frauen ein kleineres Gehirn und dadurch nicht die gleiche Auffassungsgabe hätten wie Männer.²⁵ Doch nicht alle Männer waren der gleichen Ansicht und es dürfen nicht alle

¹⁸ Vgl. Mikoletzky, Juliane: „... so konnten sie ganz gewiss auch einen vollwertigen Ingenieur abgeben ...“. Zur Geschichte der Technik - Studentinnen in Wien. In: Brugger, Elisabeth / Neichl, Brigitte (Hg.): Frauenforschung. Wissenschaft ist (auch) „weiblich“. 1. Auflage, Wien: Verbund Wiener Volksbildung, 2003, S. 29.

¹⁹ Vgl. Heindl, 1990a, S. 176.

²⁰ Vgl. Mikoletzky, 2003, S. 29.

²¹ Vgl. Berger, 2003, S. 16.

²² Lind, Anna: Das Frauenstudium in Österreich, Deutschland und in der Schweiz. Dissertation, Wien: Universität Wien, 1961, S. 41.

²³ Vgl. Albisetti, 1994, S. 21.

²⁴ Vgl. List, Eveline: Mutterliebe und Geburtenkontrolle – Zwischen Psychoanalyse und Sozialismus. Die Geschichte der Margarethe Hilferding - Hönigsberg. Wien: Mandelbaum Verlag, 2006, S. 91.

²⁵ Vgl. Schmidt - Harzbach, 1977, S. 37.

als „Feind“ der Frauenbewegung gesehen werden. Viele Männer setzten sich dafür ein, dass Frauen zukünftig in Wissensfeldern wie der Politik Anerkennung eingeräumt wurde.²⁶ Zudem bedeutete die Zulassung der Frauen zu höherer Bildung und bestimmten Berufszweigen, welche bisher nur Männern vorbehalten waren beziehungsweise eine wissenschaftliche Ausbildung als Voraussetzung gefordert wurde, eine Aufwertung der Gesellschaft.²⁷ Gabriele Posanner – ihr wurde im Jahr 1897 der Dokortitel verliehen – trägt Vorbildfunktion.²⁸

Bereits 1872 waren Frauen nun dazu berechtigt, die Matura abzulegen, mussten jedoch die Vorbereitung auf die Prüfung privat vornehmen und durften noch nicht an einer Universität immatrikulieren.²⁹ Im Jahr 1896 wurde Studentinnen, die im Ausland ihren Doktor verliehen bekamen, „das Recht der Nostrifikation ihrer ausländischen Diplome“ bewilligt. Der gleiche Erlass ließ Frauen 1897 offiziell an der Philosophischen Fakultät immatrikulieren.³⁰ Darüber hinaus war für Promotionen von Frauen im Einzelfall die Genehmigung des Ministeriums für Kultus und Unterricht nötig. Der gesetzliche Erlass zur Erweiterung der Zulassung von Frauen an Hochschulen und in der Folge zu akademischen Berufen war von der Erfahrung abhängig, wie sich Akademikerinnen in ihrer neuen Tätigkeit etablieren würden.³¹ Der Zeitpunkt der Zulassung der Frauen zu den einzelnen Instituten war unterschiedlich. Der Zugang zur Medizinischen Fakultät in Österreich erfolgte im Jahr 1900, während die Juridische Fakultät Frauen erst nach dem Ersten Weltkrieg zugänglich gemacht wurde.³² Professor Dr. Edmund Bernatzik zum Beispiel setzte sich schon früh für eine Zulassung der Frauen zum Studium der Rechtswissenschaften ein:

„(...) hat das Unterrichts-Ministerium (...) die philosophischen Fakultäten dem weiblichen Geschlechte eröffnet (...). Außerdem wurde Frauen, welche im Auslande das medicinische Doktorat erworben hatten, (...) gestattet, im Wege der Nostrifikation die Promovierung zu inländischen Doctoren der Medizin zu erreichen. Immerhin war aus diesen Thatsachen zu ersehen, dass unser Unterrichtsministerium sich, (...) bereits dafür

²⁶ Vgl. Anderson, Harriet: „Mir wird es immer unmöglicher, ‚die Männer‘ als die Feinde der Frauensache zu betrachten ...“. Zur Beteiligung von Männern an den Bestrebungen der österreichischen Frauenbewegungen um 1900. In: Dienst, Heide / Saurer, Edith (Hg.): „Das Weib existiert nicht für sich“: Geschlechterbeziehungen in der bürgerlichen Gesellschaft. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik, 1990, S. 199.

²⁷ Vgl. o. V.: Zum Frauenstudium in Österreich. In: Das Recht der Frau. Organ für die moderne Frauenbewegung. Beilage zu: Volksstimme: Organ der demokratischen Partei. April 1897, Nr. 272, S. 8.

²⁸ Vgl. o. V.: Zum Frauenstudium in Österreich. In: Das Recht der Frau. Organ für die moderne Frauenbewegung. Beilage zu: Volksstimme: Organ der demokratischen Partei. April 1897, Nr. 272, S. 8.

²⁹ Vgl. Albisetti, 1994, S. 28ff.

³⁰ o. V.: Jahresbericht. In: Jahresbericht des Vereines für erweiterte Frauenbildung in Wien. 17. Vereinsjahr, 1904/1905, S. 6.

³¹ Vgl. Jantsch, Marlene: Der Aufstieg der österreichischen Ärztin zur Gleichberechtigung. In: Forkl, Martha / Koffmann, Elisabeth: Frauenstudium und akademische Frauenarbeit in Österreich. Wien: Braumüller, 1968, S. 27f.

³² Vgl. Albisetti, 1994, S. 28ff.

entschieden habe, der Erwerbung der Universitätsbildung seitens des weiblichen Geschlechtes nicht mehr hindernd im Wege stehen zu wollen“.³³

Zudem wurde bereits im Jahr 1899 von der Juristischen Fakultät ein Antrag auf Zulassung der Frauen zum Jurastudium beim Unterrichtsministerium vorgebracht und in den folgenden Jahren wiederholt. Die erfolglosen Anträge verliefen sich in den vorgebrachten Argumenten, „es sei zu abstrakt, erfordere zu viel logisches Denken und müsse durch seine Trockenheit jede Frau abschrecken“.³⁴

³³ Bernatzik, Edmund: Die Zulassung der Frauen zu den juristischen Studien. In: Jahresbericht des Vereines für erweiterte Frauenbildung in Wien. 1900, 12. Vereinsjahr, S. 5.

³⁴ Vgl. Bernatzik, Marie: Das Rechtsstudium der Frauen. In: Der Bund. Zentralblatt des Bundes österreichischer Frauenvereine. 02/1912, 7. Jahrgang, Nr. 2, S. 3f.

3. Die Vorstellung höherer Bildung für Frauen an der Universität Wien

3.1. Zur Lage an der Universität Wien

Es bestand die Angst, dass weibliche Studierende nach ihrem Hochschulabschluss ihren männlichen Kollegen im Berufsleben Konkurrenz machen würden. Viele Gegner versuchten dies abzuwenden, indem zum Beispiel haltlose Vorwürfe, wie der bereits erwähnten „geistigen Unterlegenheit“, vorgebracht wurden.³⁵ Die „Verschärfung des Konkurrenzkampfes“ hinsichtlich studierender Frauen und Männer sieht Anna Lind wiederum positiv in der Auswirkung auf die Leistung männlicher Studierender, da viele nur studierten, weil es „standesgemäß“ war.³⁶ Arthur Kirchhoff stellte im Jahr 1897 ein Gutachten zu der Frage der Studienbefähigung der Frau aus, worin mehr als 50 % der befragten Lehrpersonen ein akademisches Studium der Frau befürworteten.³⁷ Kirchhoff spricht sich explizit für einen getrennten Unterricht von männlichen und weiblichen Studierenden aus. Er erwähnt dabei auch, „(...) dass durch eine weniger strenge Sonderung der beiden Geschlechter von frühester Jugend auf, eine verminderte sexuelle Spannung sich geltend machen würde“.³⁸ Marianne Koerner spricht von zweierlei Druckausübung auf studierende Frauen: Rechtfertigungs- und Leistungsdruck. Auf der einen Seite traten sie in die Hochschulen als „Ort des Wissens“ ein und mussten sich den jeweilig vorherrschenden Regeln unterwerfen um die Anforderungen – angesichts ihrer Vorbildung nicht einfach – angemessen zu erfüllen. Auf der anderen Seite standen sie im Mittelpunkt einer öffentlichen Diskussion und dem zu erfüllenden Beweis, als Frau dem Mann in Intelligenz in nichts nachzustehen. Hier ergibt sich ein Widerspruch: Frauen mussten die erforderlichen Leistungen erbringen, dies war aber aufgrund ihrer Vorbildung nur bedingt möglich. „Einerseits waren die Wertvorstellungen des traditionellen bürgerlichen Weiblichkeitsideals maßgebend für die Beurteilung von Frauen, andererseits sollten Frauen an der Universi-

³⁵ Vgl. Berger, 2003, S. 18.

³⁶ Vgl. Lind, 1961, S. 111.

³⁷ Vgl. Kirchhoff, Arthur (Hg.): Die akademische Frau: Gutachten hervorragender Universitätsprofessoren, Frauenlehrer und Schriftsteller über die Befähigung der Frau zum wissenschaftlichen Studium und Berufe. Berlin: Steinitz, 1897.

³⁸ Kirchhoff, 1897, S. 15.

tät ‚männliche‘ Leistungen und Normen erfüllen. Gleichzeitig wurde erwartet, daß sie nichts von ihrer ‚Weiblichkeit‘ einbüßten und nichts ‚vermännlichen‘ durften³⁹.

„Die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der erweiterten und exacten, auf Verwerthung gerichteten Frauenbildung verbreitet sich und gewinnt Anhänger, indem sie sich Achtung erzwingt. Die Zaghafte, (...) mögen sich vor Augen halten, wie diese unsere Sache, anfangs verschwiegen, dann verlacht, bereits die Aufmerksamkeit der Unparteiischen, die Sympathie der Einsichtvollen erregt, dass eine Aerztin, deren Name selbst in den Hütten weltentlegener Alpenthäler genannt und gesegnet wird, von einem (...) Fürsten eine zur Nachahmung aneifernde Auszeichnung in Wort und That empfangen hat“⁴⁰.

Frauen, welche sich für ein Studium entschieden, waren meist mit vollem Eifer dabei, sich Wissen anzueignen. Dies widersprach der ‚Natur der Frau‘, da Eigenschaften wie Ehrgeiz und Wissbegier für typisch männliche Züge gehalten wurden und Frauen ihre Aufgabe als Ehefrau und Mutter nicht in der Form erfüllen würden, wie es erwartet wurde.⁴¹ Agnes Bluhm stellte an Studentinnen die Anforderung, mit dem traditionellen Rollenbild, das ihrer Erziehung oft zugrunde gelegt wurde, zu brechen.⁴²

3.2. Zur sozialen Herkunft und Religionszugehörigkeit der ersten Studentinnen

Waltraud Heindl kam im Zuge ihrer Forschungsergebnisse über die ersten Studentinnen in Wien zu einem vielfältigen Ergebnis. Mit Wien als Einzugsgebiet fanden sich viele Studentinnen aus anderen Ländern der österreichisch - ungarischen Monarchie wie Böhmen und Mähren, aber auch aus Nachbarstaaten wie Italien. Russinnen nahmen einen hohen Anteil von ausländischen Studentinnen an der Universität Wien ein, dies war mehrheitlich ein Politikum.

³⁹ Vgl. Koerner, Marianne: Auf fremdem Terrain. Studien- und Alltagserfahrungen von Studentinnen 1900 - 1918. Bonn: Didot - Verlag, 1997, S. 117.

⁴⁰ o. V.: Zweiter Jahresbericht. In: Jahresbericht des Vereines für erweiterte Frauenbildung in Wien. 2. Jahrgang, 1889/90, S. 4.

⁴¹ Vgl. Kuhn, Bärbel: Familienstand: ledig. Ehelose Frauen und Männer im Bürgertum (1850 - 1914). Köln / Wien (u.a.): Böhlau, 2000, S. 280ff.

⁴² Vgl. Bluhm, 1890, S. 26.

Diese Verschiedenartigkeit der Herkunft verdeutlicht auch, wie unterschiedlich die Konfession war.⁴³ 25 % der ersten Studentinnen, welche sich 1897 an der Philosophischen Fakultät inskribierten, gaben mosaisch und etwa 69 % katholisch als Konfession an. Im Jahr 1913/14 nannten 37 % mosaisch und 50 % katholisch als Religionszugehörigkeit. Bei den Medizinstudentinnen verhielt es sich ab der Zulassung so, dass der Großteil mosaisch und lediglich ein Viertel katholischen Glaubens war. Andere Angaben zur Religion waren protestantisch A. B., protestantisch H. B., griechisch - orthodox, griechisch - katholisch, altkatholisch oder konfessionslos.⁴⁴

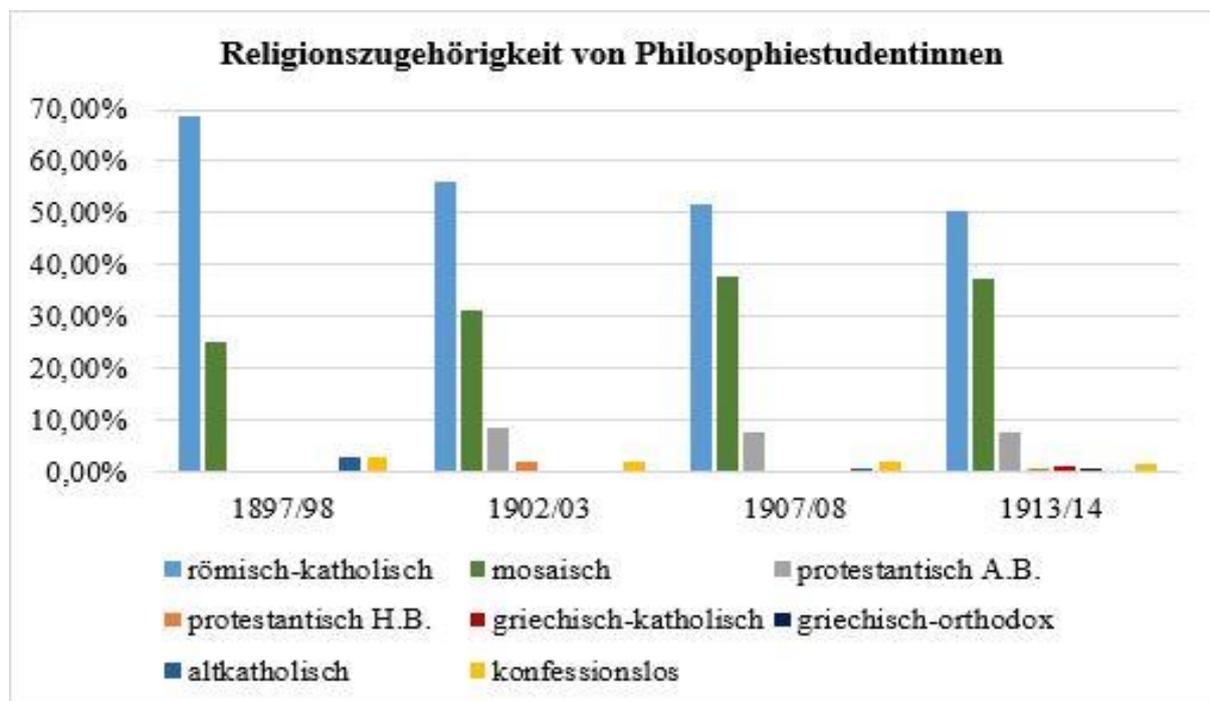


Abbildung 1: Religionszugehörigkeit von Philosophiestudentinnen WS 1897/98 - 1913/14⁴⁵

⁴³ Vgl. Heindl, 1990a, S. 185.

⁴⁴ Vgl. Heindl, Waltraud: Die konfessionellen Verhältnisse. Jüdische und katholische Studentinnen. In: Heindl, Waltraud / Tichy, Marina: „Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück ...“. Frauen an der Universität Wien. Wien: WUV - Univ. - Verlag, 1990b, S. 139ff.

⁴⁵ Vgl. Heindl, 1990b, S. 145.

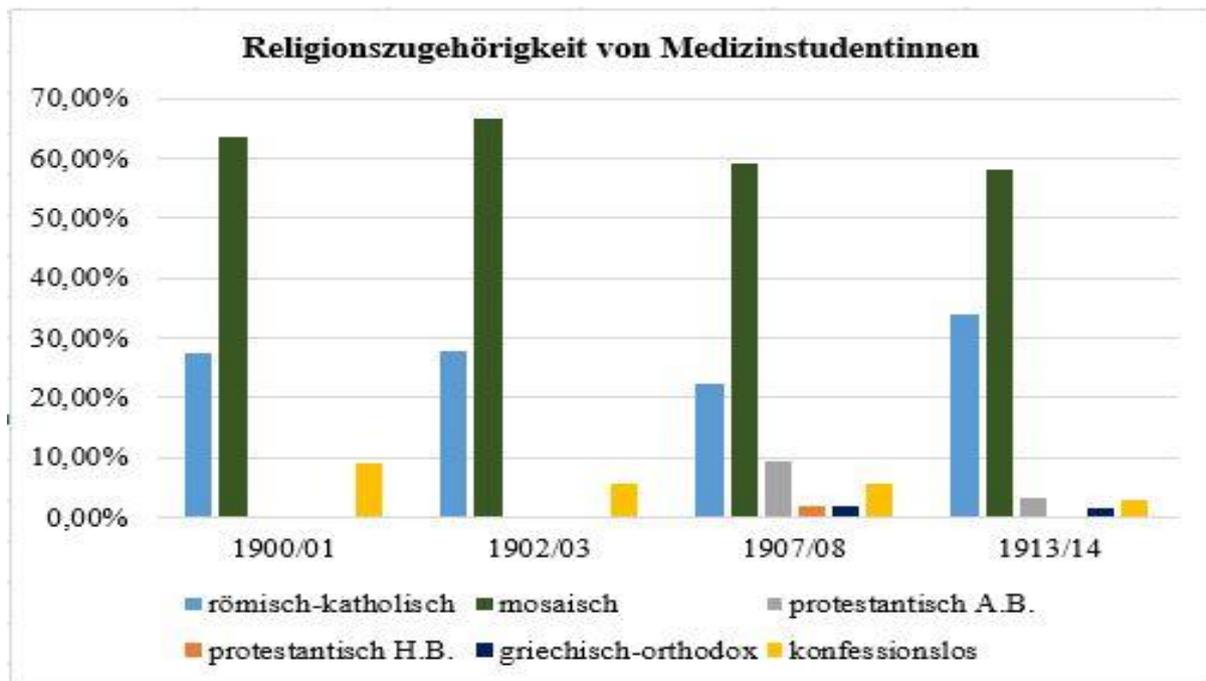


Abbildung 2: Religionszugehörigkeit von Medizinstudentinnen WS 1900/01 - 1913/14⁴⁶

3.3. Die Lage an der Philosophischen Fakultät

Die ersten Studentinnen an österreichischen Fakultäten schrieben sich vorwiegend in Philosophie und insbesondere Neuphilologie ein, aber auch in Kunst- und Literaturgeschichte und naturwissenschaftlichen Fächern.⁴⁷ Waltraud Heindl konstatiert für die Philosophische Fakultät ein Bild, wonach Studentinnen ab 1897 keine spezielle Studienrichtung belegten, sondern den breiten Umfang des Studienangebots nutzten und Richtungen wie Physik aber auch Sprachen und Geschichte studierten. Erst nach dem Ersten Weltkrieg entwickelte sich ein einheitlicheres Bild. Waltraud Heindl führt weiter an: „(...) die meisten Studentinnen schienen überhaupt eine solide Berufsausbildung angestrebt zu haben“.⁴⁸ Sie interpretiert dies als „lange aufgestauten Bildungshunger“ der ersten Studentinnen.⁴⁹ Pia Maria Plechl erklärt, dass die Philosophischen Studien noch am ehesten plausibel für die Öffnung der Hochschulen für Frauen waren, da viele Mädchenlyzeen bereits in der Ausbildung einen Schwerpunkt auf Sprachen und Literatur legten, sodass es sich für Frauen anbot, ein solches Studium weiterzu-

⁴⁶ Vgl. Heindl, 1990b, S. 145.

⁴⁷ Vgl. Lind, 1961, S. 75.

⁴⁸ Vgl. Heindl, 1990a, S. 186.

⁴⁹ Vgl. Heindl / Tichy, 1990b, S. 151.

führen.⁵⁰ Allerdings zeigt sich „alsbald der Mangel der klassischen Sprachen“ sowie „in den Naturwissenschaften fehlt die unentbehrliche Grundlage der Mathematik“. Dies kompensierten viele Studentinnen damit, indem sie während des Studiums gerade jene Fächer nachholten. Manche Frauen gaben sich auch mit einem unzureichenden Allgemeinwissen zufrieden, was wiederum Spielraum zur verkannten Leistungsunfähigkeit von Frauen „als Maßstäbe für das ganze Geschlecht“ zuließ.⁵¹ Alfons Dopsch erklärte in seiner Festrede „Dreißig Jahre Frauenstudium in Österreich“, dass zu Beginn der Studienmöglichkeit für Frauen diese „das Studium nur zur Vollendung ihrer Bildung betrieben“, bis dann auch „solche kamen, die sich damit eine Lebensstellung verschaffen und ihren Unterhalt dadurch gewinnen wollten“.⁵² Zu dieser Erkenntnis kommt auch Waltraud Heindl, indem sie feststellt, dass das Studium für Frauen „einem allgemeinen gesellschaftlichen Bedürfnis entsprach“, dies belegt auch der rasche Anstieg der Zahlen über Hörerinnen (ordentliche und außerordentliche gesamt).⁵³ Die hohe Zahl an außerordentlichen Hörerinnen ist laut Waltraud Heindl auf das fehlende Reifezeugnis zu schließen.⁵⁴ Waren es im Studienjahr 1897/98 37 Hörerinnen (davon 3 ordentliche), welche an der Philosophischen Fakultät inskribierten, so stieg deren Zahl vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs auf 606 (davon 314 ordentliche) Hörerinnen an.⁵⁵

⁵⁰ Vgl. Plechl, Pia Maria: Das Frauenstudium an den philosophischen Fakultäten. In: Forkl, Martha / Koffmahn, Elisabeth: Frauenstudium und akademische Frauenarbeit in Österreich. Wien: Braumüller, 1968, S. 17.

⁵¹ Vgl. H., H.: Das Universitätsstudium der Frauen und die Lyzeen. In: Der Bund. Zentralblatt des Bundes österreichischer Frauenvereine. 03/1910, 5. Jahrgang, Nr. 3, S. 5.

⁵² Dopsch, Alfons: Dreißig Jahre Frauenstudium in Österreich. In: o. V.: Dreissig Jahre Frauenstudium in Österreich 1897 - 1927. Festschrift. Wien: Kaltschmid, 1927, S. 6.

⁵³ Vgl. Heindl, 1990a, S. 178f.

⁵⁴ Vgl. Heindl, 1990a, S. 180.

⁵⁵ Vgl. Tuma, Renate: Studienwahl – Fächerwahl – Studienabschlüsse. In: Heindl, Waltraud / Tichy, Marina: „Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück ...“. Frauen an der Universität Wien. Wien: WUV - Univ. - Verlag, 1990b, S. 80.

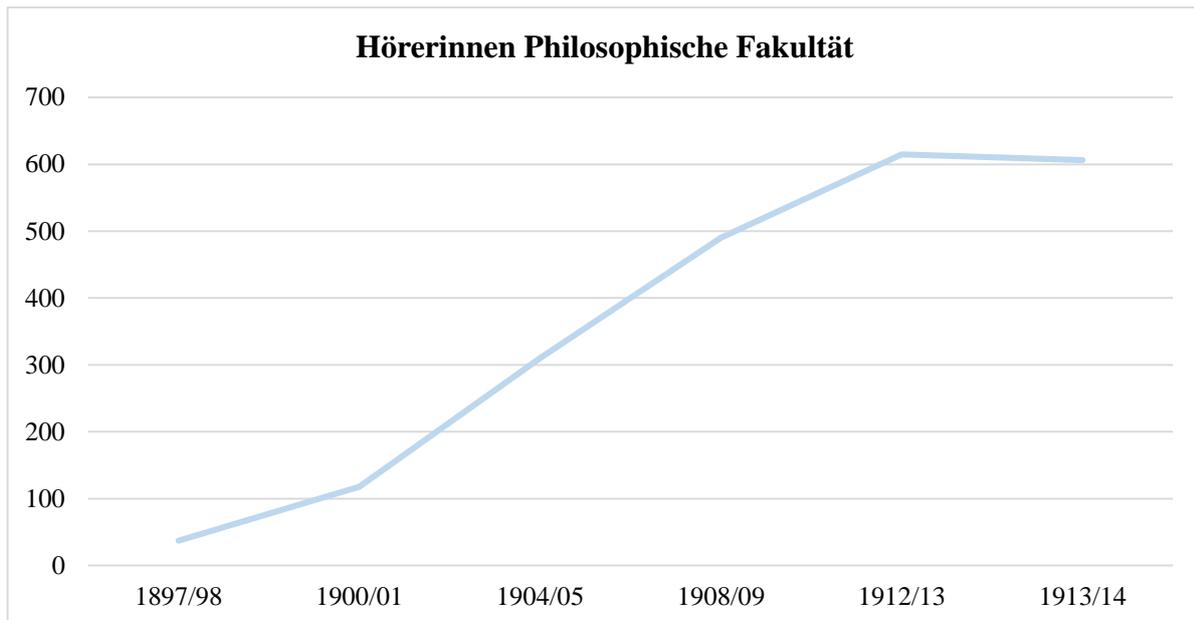


Abbildung 3: Hörerinnen an der Philosophischen Fakultät WS 1897/98 - 1913/14⁵⁶

Im Vergleich zu dem raschen Anstieg an Hörerinnen an der Philosophischen Fakultät, betrug die Zuwachsrate der Studierenden vom Wintersemester 1897/98 bis zum Wintersemester 1913/14 53,3 %.⁵⁷

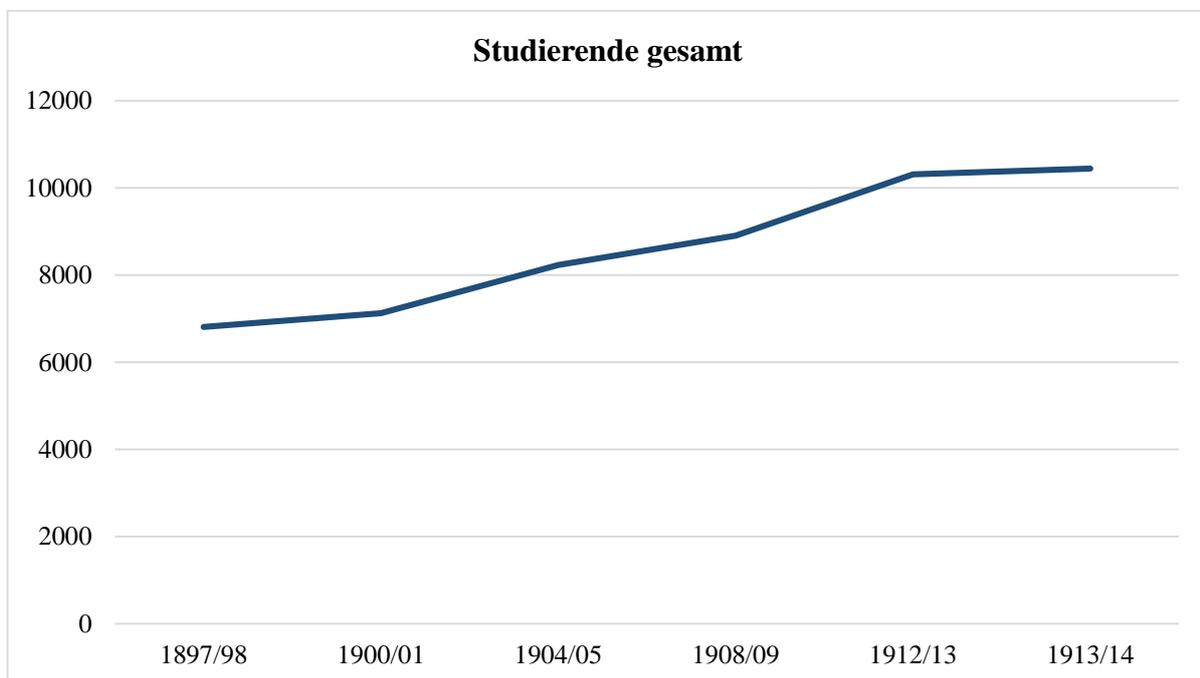


Abbildung 4: Gesamtdarstellung von Studierenden an der Universität Wien WS 1897/98 - 1913/14⁵⁸

⁵⁶ Vgl. Tuma, 1990b, S. 80.

⁵⁷ Vgl. Tuma, 1990b, S. 80.

⁵⁸ Vgl. Tuma, 1990b, S. 80.

3.4. Die Lage an der Medizinischen Fakultät

Bereits 1889 hielt Rosa Kerschbaumer in Wien einen Vortrag über das Bedürfnis der ärztlichen Berufsausübung durch Frauen und berichtete ihre Erfahrungen in Zürich:

„War auch anfänglich unser Verhältnis zu den Studenten wegen seiner Neuheit etwas befremdend, so lernten wir uns doch bald in den Hörsälen und am Secirtische gegenseitig kennen und achten, der heilige Ernst der Wissenschaft setzte über die subtilsten Bedenken hinweg, und begründete jenes wahrhaft collegiale Verhältnis, wie es nur aus dem Bewusstsein der Gleichberechtigung und der gegenseitigen Hochachtung entstehen kann“.⁵⁹

Rosa Kerschbaumer merkt an, wie wichtig es für die österreichische Bevölkerung sei, Ärztinnen praktizieren zu lassen und untermauert dies mit dem „weiblichen Zart- und Schamgefühl, das einen weiblichen Arzt für Frauenkrankheiten gebieterisch fordert“.⁶⁰ Es verging noch etwas Zeit, bis dies in Österreich errungen werden konnte, trotzdem war Rosa Kerschbaumer der Ansicht, die Situation der Studentinnen in Zürich wäre auch in Wien möglich.⁶¹ Gabriele Possanner trägt zwar in der Erlangung ihrer ärztlichen Zulassung in Österreich Vorbildfunktion, stellte aber gleichwohl eine – bereits angesprochene – Ausnahme dar. Allerdings ging es ihr nicht nur um die Ausübung ihres eigenen Berufes, sondern um die allgemeine Zulassung von österreichischen Ärztinnen. Bis zur obersten Instanz wurde ihre Bitte vorgetragen.⁶² Genauso wie Rosa Kerschbaumer stellte Gabriele Possanner den Anspruch auf, durch die ärztliche Berufsausübung von Frauen die weibliche Scham der Patientinnen wahren zu können:

„Ausschlaggebend für des Kaisers Zustimmung war ihr Hinweis darauf, daß Frauen sich lieber Ärztinnen anvertrauen und manche verschleppte Krankheit durch Konsultation weiblicher Ärzte vermieden würde“.⁶³

Als in Ungarn Frauen bereits an der Pester Universität zugelassen wurden, wurde durch den Erlass des Ministeriums für Kultus und Unterricht ab dem Jahr 1896 österreichischen Ärztin-

⁵⁹ Kerschbaumer, Rosa: Die ärztliche Berufsausbildung und Praxis der Frauen. Vortrag am 2. April 1889 in Wien. In: Jahresbericht des Vereines für erweiterte Frauenbildung in Wien. 1888/89, 1. Vereinsjahr, S. 3.

⁶⁰ Vgl. Kerschbaumer, 1889, S. 9.

⁶¹ Vgl. Kerschbaumer, 1889, S. 16.

⁶² Vgl. Lind, 1961, S. 59f.

⁶³ Lind, 1961, S. 60.

nen die Nostrifikation ihres im Ausland erworbenen akademischen Grades anerkannt.⁶⁴ Trotzdem erwähnte Professor Anton Eisenberg, dass es zu wenige Praxen gäbe, wo sich die weibliche Bevölkerung hinwenden könne.⁶⁵ Gabriele Possanner ist deshalb so bedeutend für die Öffnung der Medizinischen Fakultät für Frauen, da ihr in der Erlangung ihres Doktors gleichzeitig der Verdienst in der Erweiterung der Frauenrechte als auch die Möglichkeit höherer Bildung für die gesamte österreichische Bevölkerung zuerkannt wurde.⁶⁶ Mit der Zulassung der Frauen als ordentliche Hörerinnen im Jahr 1900 durften sie – wie ihre männlichen Kommilitonen – Rigorosen ablegen, promovieren und praktizieren. Verweigerte ein Professor einer Studentin den Unterricht, sollten stattdessen Ersatzvorlesungen eingerichtet werden. Die Tatsache, den Erfolg der Studienmöglichkeiten für Frauen von deren Leistungen abhängig zu machen, spielte eine große Rolle. Zudem ging es nicht nur um die Fähigkeiten von Frauen, Medizin zu studieren, sondern vielmehr um die ärztliche Berufsausübung, wie weiter unten dargelegt. Marlene Jantsch festigt dies durch den Beleg, dass die Nachfrage nach Ärzten stieg und Frauen unter den gleichen Voraussetzungen wie Männer fähig seien, Medizin zu studieren und zu praktizieren.⁶⁷ Ein Anstieg der Zahl an Hörerinnen ist auch an der Medizinischen Fakultät zu verzeichnen. So waren es im Studienjahr 1900/01 35 (davon 10 ordentliche) Hörerinnen und vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs 190 (davon 184 ordentliche) Hörerinnen.⁶⁸ Im Vergleich der Zahl an Studentinnen der Medizinischen mit der Philosophischen Fakultät, fällt auf, dass die Anzahl jener, welche an der Philosophischen Fakultät inskribierten, weit höher war. So inskribierten im Zeitraum 1897 – 1914 durchschnittlich 82,72 % weiblicher Studierender an der Philosophischen Fakultät, während es an der Medizinischen Fakultät 17,28 % waren. Waltraud Heindl argumentiert dies durch die Tatsache, dass Studentinnen nach Absolvierung der Medizinischen Fakultät geringe Chancen auf Karrieremöglichkeiten hatten.⁶⁹

⁶⁴ Vgl. o. V.: Jahresbericht. In: Jahresbericht des Vereines für erweiterte Frauenbildung in Wien. 1904/05, 17. Vereinsjahr, S. 6.

⁶⁵ Vgl. Eisenberg, Anton: Zum medizinischen Studium der Frauen. In: o.V.: Dreissig Jahre Frauenstudium in Österreich 1897 - 1927. Festschrift. Wien: Kaltschmid, 1927, S. 12.

⁶⁶ Vgl. Jacobi, 1895b, S. 8.

⁶⁷ Vgl. Jantsch, 1968, S. 27ff.

⁶⁸ Vgl. Tuma, 1990b, S. 80.

⁶⁹ Vgl. Heindl, 1990a, S. 179f.

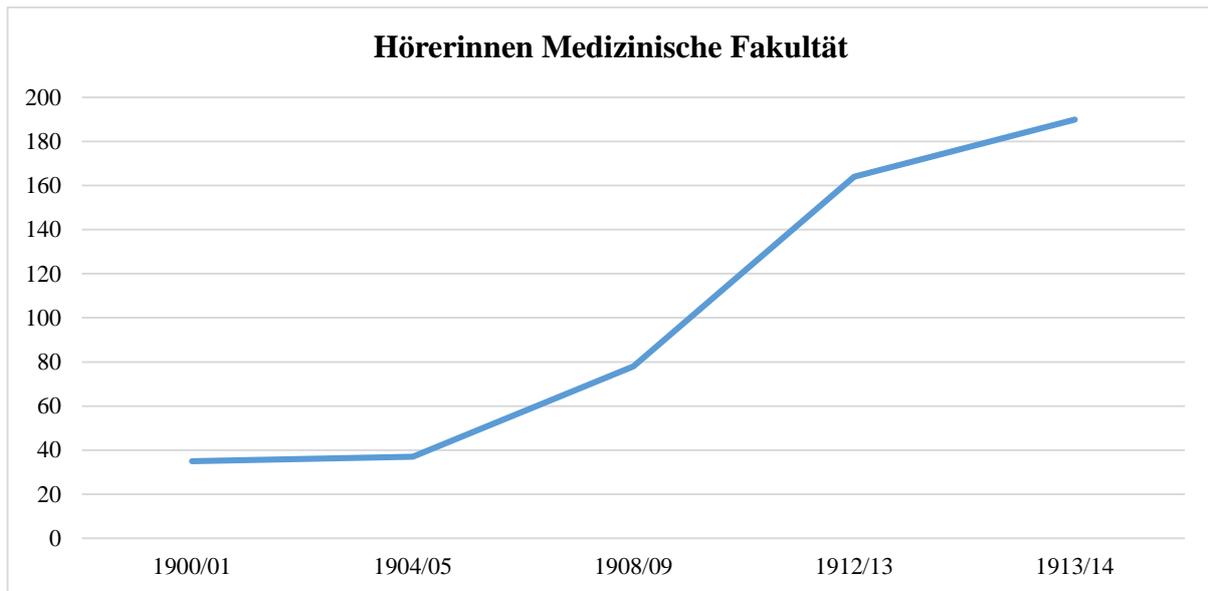


Abbildung 5: Hörerinnen an der Medizinischen Fakultät WS 1900/01 - 1913/14⁷⁰

3.5. Gegenargumente und Konkurrenzverhalten

Die Kritik seitens jener Personen, welche sich gegen ein Hochschulstudium der Frauen wandten, lässt sich allgemein in fünf Kategorien typologisieren:

- Konkurrenz am Arbeitsmarkt
- Massenansturm auf die Universitäten
- Die Doppelbelastung als Ehefrau und Mutter
- Die physiologische und psychische Verfassung
- Vorbehalte gegen unzüchtiges Verhalten zwischen Studierenden

Durch ein Studium der Frau sahen viele Menschen die traditionelle Rollenzuschreibung der Frau als Ehefrau und Mutter gefährdet, indem genau diese Aufgabenbereiche darunter leiden würden. Des Weiteren bestanden Zweifel, ob den Frauen zuzutrauen wäre, aufgrund ihrer physiologischen und psychischen Verfassung ein Studium absolvieren zu können. Zudem wurden Stimmen laut, Frauen könnten eine ernsthafte Konkurrenz für den Arbeitsmarkt dar-

⁷⁰ Vgl. Tuma, 1990b, S. 80.

stellen⁷¹ oder die Öffnung der Hochschule für Frauen führe zu einem Massenansturm.⁷² Dies wird damit argumentiert, dass viele Studien den Frauen noch verschlossen waren und es unweigerlich in den bereits zugänglichen Studienrichtungen zu einem Massenandrang führen musste.⁷³ Marianne Hainisch sah dieses Phänomen kritisch. Sie forderte, dass der Zugang der Universität „nur für Begabte, die aus innerster Berufung der Wissenschaft zustreben sei die Universität“.⁷⁴ In der Beschäftigung über kritische Aussagen betreffend weiblicher Studierfähigkeit führt der Weg unweigerlich zu Eduard Alberts Broschüre „Die Frauen und das Studium der Medicin“, verfasst im Jahr 1895. Den Eintritt der Frauen, speziell in die Medizinische Fakultät, sah Eduard Albert negativ. Demnach war die Gelehrsamkeit schon immer ein von Männern dominiertes Feld, und solle es auch bleiben. Er geht davon aus, der intelligente Geist sei nur dem Mann vorbehalten. Die Intelligenz wäre geschlechtsspezifisch angeboren und das weibliche Gehirn wäre nicht einmal durch Gleichstellung bezüglich höherer Bildungsmaßnahmen für Frauen dazu fähig, was der Mann leiste:⁷⁵

„Es scheint, daß die Vererbung väterlicher Eigenschaften auf die Töchter die geistigen Vorzüge sehr wenig betrifft. Es muß das weibliche Hirn hier gewisse Grenzen bieten. Es kann also nur gemeint sein, daß Frauen, anders erzogen, anders gebildet, unter andere Bethätigungen gestellt, es den Männern gleich thun können. Das eben glaube ich nicht“.⁷⁶

Was die Ausübung des ärztlichen Berufes anbelangt, erkannte Eduard Albert die Frau – bis auf wenige Ausnahmen, welche das Doktorat im Ausland erwerben konnten und sollten – in der Stellung als Hebamme oder Pflegerin, da sie dafür durch ihr „zartes Wesen“ besonders geeignet sei. Bisherige Studienerfolge von Frauen in der Schweiz kehrt er mit Abbrüchen und schlechten Erfahrungen, hinsichtlich von Leistungen der ersten Studentinnen, ins Gegenteil.⁷⁷ Emanuel Hannak hingegen zog Bilanz über Alberts kritische Aussagen und entkräftet sein folgendes Argument:

⁷¹ Vgl. Dopsch, 1927, S. 7.

⁷² Vgl. Jacobi, W. (Hg.): Gelehrte Stimmen über Prof. Alberts Broschüre: Die Frauen und das Studium der Medicin. In: Das Recht der Frau. Organ für die moderne Frauenbewegung. Beilage zu: Volksstimme: Organ der demokratischen Partei. 11/1895a, Nr. 195, S. 8.

⁷³ Vgl. o. V., 1903/04b, S. 21.

⁷⁴ Vgl. H., 1910, S. 6.

⁷⁵ Vgl. Albert, Eduard: Die Frauen und das Studium der Medicin. Wien: Hölder, 1895, S. 1ff.

⁷⁶ Albert, 1895, S. 9.

⁷⁷ Vgl. Albert, 1895, S. 22f.

„Alles Menschenwerk, da Du um Dich herum siehst, haben die Männer geschaffen“.⁷⁸

Nach Emanuel Hannak lasse sich daraus noch kein Nachweis für die geistige Unterlegenheit der Frau vor dem Mann feststellen. Vielmehr biete man „den Frauen weder die Bildung, noch auch den Wirkungskreis, den der Mann hat, und dann wirft man ihnen vor, dass sie nicht das leisten, was die Männer“⁷⁹ erbringen und fordert die Errichtung von höheren Bildungsanstalten für Mädchen und Frauen.⁸⁰ Bedenken der „sittsamen Weiblichkeit“ wegen erklärte der Arzt und Medizinprofessor Eitelberg anhand der väterlichen Fürsorge, welche den Frauen oft entgegen gebracht wurde, sowie durch dessen Widerlegung, dass doch die wissenschaftliche Arbeit des Mediziners im Vordergrund stünde.⁸¹ Außerdem beschrieb er aus persönlicher Erfahrung mit weiblichen Studierenden:

„Und um noch ein Beispiel aus der Praxis anzuführen, so habe ich bereits vor Jahren Gelegenheit gehabt, mehrere Damen in einem Specialfache auszubilden, und ich kann mit Vergnügen mittheilen, dass sie heute als sehr beschäftigte Aerzte thätig sind – allerdings in Amerika“.⁸²

Zudem bestanden Vorbehalte gegen unzüchtiges Verhalten zwischen Studierenden, hervorgerufen durch den Eintritt der Frauen in die Gelehrsamkeit.⁸³ So schrieb Fritz Wittels:

„(...) daß einige wenige Weiber, die wahrscheinlich nicht die wertvollsten sind, den unverständigen jungen Männern aufgedrängt werden. Die Gefahr ist groß, daß ein Student mit der ganzen Hartnäckigkeit der ersten Liebe sich in ein Scheusal vergafft, (...)“.⁸⁴

Dieses Zitat verdeutlicht, wie affektiv gehandelt wurde, um den fortlaufenden Prozess des Zugangs weiblicher Studierender an Österreichs Universitäten aufzuhalten.

Bald sollten sich die meisten Gegenargumente allerdings zerschlagen, da weibliche Studierende trotz Mangels an verfügbaren Bildungseinrichtungen ebenso gute Leistungen erbringen

⁷⁸ Albert, 1895, S. 1.

⁷⁹ Vgl. Hannak, Emanuel E.: Alberts Essay: Die Frauen und das Studium der Medicin. Kritisch Beleuchtet. Wien: Hölder, 1895, S. 3f.

⁸⁰ Vgl. Hannak, 1895, S. 42.

⁸¹ Vgl. Eitelberg, A.: Sollen die Frauen sich auch dem Studium der Medicin zuwenden? In: Fickert, Auguste / Lang, Marie / Mayreder, Rosa (Hg.), Dokumente der Frauen. 1899, Band 1, Nr. 11, S. 287.

⁸² Eitelberg, 1899, S. 287.

⁸³ Vgl. Wittels, Fritz: Weibliche Ärzte. In: Die Fackel. Wien, 1907, 9. Jahr, Nr. 225, S. 13.

⁸⁴ Wittels, 1907, S. 13.

konnten, wie ihre männlichen Kommilitonen. Dabei muss bedacht werden, dass ein Vergleich der Leistungen Studierender schwer gezogen werden kann, da den Studentinnen oft die mögliche Vorbildung, aber auch Studienhilfsmittel fehlten. Wenn also die nötige Leistung nicht erfüllt wurde, bot dies abermals Raum für Kritik.⁸⁵ Zusätzlich wurde auch die vielfache Bezeichnung der physiologischen und psychischen Inferiorität der Frau entkräftet. Der „Hirnbe-
weis“, die Größe des Gehirns sei ausschlaggebend für die Intelligenz des Menschen, konnte wissenschaftlich nicht fundiert werden.⁸⁶ Professor Alberts Äußerung gegen die Öffnung der Hochschulen für Frauen folgten nur Wenige. Das „Neue Wiener Journal“ führte zum Anlass eine Umfrage durch, worin viele eine an Regeln gebundene oder rein skeptische Stellung einnahmen und sich generell für ein akademisches Studium der Frau aussprachen. Die Reaktion vieler Lehrpersonen war, dass die Meisten ein Studium der Frauen positiv empfanden und sogar befürworteten.⁸⁷ Gertrud Simon stellt fest, dass, als die Öffnung der Hochschulen für Frauen ein notwendiger Schritt gewesen sei, neue Bildungswege und zugleich Beschränkungen infolge der Matura für Mädchen beschränkt wurden, um die drohende Konkurrenz zu verhindern. Nichtsdestotrotz setzten sich Frauen mit ihrem Studienwunsch und späterer Berufswahl über diese Beschränkungen hinweg und der Staat musste das Angebot für deren Nachfrage bereitstellen.⁸⁸ Ernst Mach, Herrenhausmitglied, stellte dazu ebenfalls fest, dass „die Hindernisse, die man aus Besorgnis vor der Konkurrenz und dem Einfluss der Frauen hier aufzürmt (...)“, nicht aufhaltbar seien und man den „Zug der Zeit“ zwar verzögern, aber nicht aufhalten könne.⁸⁹

3.6. Die Debatte über die Einführung einer Frauenhochschule

Die Frage, ob ein eigenes „Frauenstudium“ in Form einer Hochschule für Frauen oder eigene Kurse an der Universität Wien eingerichtet werden sollten, warfen einige Lehrpersonen auf. Es war ihnen unangenehm, vor Frauen zu sprechen.⁹⁰ Dazu wurden Versuche, wie dem „1895

⁸⁵ Vgl. Dopsch, 1927, S. 6ff.

⁸⁶ Vgl. Hannak, 1895, S. 13.

⁸⁷ Vgl. Jacobi, 1895a, S. 7.

⁸⁸ Vgl. Simon, Gertrud: Hintertreppen zum Elfenbeinturm. Höhere Mädchenbildung in Österreich – Anfänge und Entwicklungen. Reihe Dokumentation, Band 9. Wien: Wiener Frauenverlag, 1993, S. 279.

⁸⁹ Vgl. o. V.: Das gemeinsame Universitätsstudium der Geschlechter. In: Neues Frauenleben. 03/1904a, 16. Jahrgang, Nr. 3, S. 10.

⁹⁰ o. V., 03/1904a, S. 9.

gegründeten Verein zur Abhaltung akademischer Vorträge für Damen“ und dem 1900 gegründeten „Athenäum“, einem „Verein für Abhaltung von wissenschaftlichen Lehrkursen für Frauen und Mädchen“, gewagt. Der Anstoß hierfür folgte nicht aus Reihen der Frauenbewegung. Die Möglichkeit für gebildete Frauen, wissenschaftliche Vorträge abzuhalten, war nicht zukunftsorientiert und hatte einen negativen Beigeschmack. Irene Bandhauer - Schöffmann erläutert, dass „rein schöngeistige Bildung“ die Absicht war, wobei auch noch das Kursgeld ziemlich hoch war. In der Gründung des „Athenäums“ wurde mehr Wert auf die mathematisch - naturwissenschaftliche Ausbildung gelegt. Das „Athenäum“ bildete eine Ausbildungsmöglichkeit für jene Frauen, die aufgrund des Fehlens eines Reifezeugnisses nicht als ordentliche Hörerinnen inskribieren konnten und sich weiterbilden wollten. Sie äußert des Weiteren, dass zwar staatliche Gelder für die Errichtung solcher Lehranstalten – wie des „Athenäums“ – für Frauen vorhanden waren, aber nichts dergleichen für die höhere Bildung, wie dem Ausbau der Lyzeen, getan wurde. Zusätzlich berechtigte die Absolvierung einer solchen Einrichtung nicht die Zulassung zur Universität.⁹¹

3.7. Euphorie und Argumente pro weiblicher Studierender

Erinnerungen der ersten Studentinnen über ihre(n) Studienalltag und -motive existieren wenige, aber gerade diese wenigen Erfahrungsmomente gilt es, exemplarisch für eine immer größer werdende Zahl an weiblichen Immatrikulierten näher zu erläutern.

Die Pionierinnen! Nur wer selbst unter ihnen war, kann dieses Wortes Sinn ganz verstehen! (...) Immer getragen von dem stolzen Bewußtsein: ‚Wir sind die Ersten, die es wagen‘ (...) Und bei allem war man die Erste! Die Erste, die diese oder jene Vorlesung besuchte, die Erste, die im anatomischen Sezierraum das Messer handhabte, umgeben von einer erwartungsvoll lauernenden Kollegenschar, die sich schon lange auf die ihrer Meinung nach unausbleibliche Ohnmacht der ‚Medizinerin‘ gefreut hatte, die Erste, die die eine oder andere Prüfung vor dem größtmöglichen Auditorium ablegte u.s.f. Wann und wo immer man aufblickte, sah man sich

⁹¹ Vgl. Bandhauer - Schöffmann, Irene: Frauenbewegung und Studentinnen. Zum Engagement österreichischer Frauenvereine für das Frauenstudium. In: Heindl, Waltraud / Tichy, Marina: „Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück ...“. Frauen an der Universität Wien. Wien: WUV - Univ. - Verlag, 1990b, S. 72.

beobachtet und kritisiert, was immer man tat oder sprach, wurde als typisch für ‚die Studentin‘ bezeichnet (...).“⁹²

Dora Teleky – eine der ersten Fachärztinnen für Frauenheilkunde – beschrieb hiermit die Schwierigkeit, die trotz Öffnung der Hochschulen von ihr und ihren Kommilitoninnen während der Studienzeit gemeistert wurde.⁹³ Die vorgebrachten Argumente durch Professoren und Lehrpersonen, die für ein Studium von Frauen an Wiener Universitäten standen, lassen sich in eine Typologie von fünf Zuordnungen einteilen:

- Vorbildung
- Studienleistung
- soziale Beschaffenheit
- allgemeine Volksbildung
- Erweiterung der Frauenrechte

Im Jahr 1904 wurde in der Zeitschrift „Neues Frauenleben“ eine Umfrage an der Universität Wien zu allgemeinen Erfahrungen mit weiblichen Studierenden und deren Leistungen veröffentlicht. Alle Professoren und Lehrpersonen sprachen sich für den Zugang der Frauen zu den Universitäten aus. Einige nahmen mangels Erfahrungswerte eine neutrale bis grundsätzlich befürwortende Stellung ein und manche berichteten positiv über ihre Erlebnisse mit weiblichen Studierenden im Unterricht. Manchmal wurden Stimmen zur Trennung der Geschlechter laut, da sie „(...) die Anwesenheit der Damen als eine hemmende Fessel empfunden“ haben. Dies trifft vor allem zu, wenn es einer unsittsamen Erklärung im Unterricht bedurfte, wodurch die Anwesenheit der Studentinnen als unangenehm gesehen wurde.⁹⁴ Ludwig Hartmann, Dozent für allgemeine Geschichte, brachte in diesem Bezug ein wichtiges Argument an, indem er sagt:

„ (...) habe ich es mir zum Prinzip gemacht, insofern auf die Anwesenheit von Frauen keine Rücksicht zu nehmen, als ich sogenannte ‚heikle‘ Gegenstände, wenn sie berührt werden müssen, nicht vermeide, weil ich

⁹² Teleky, Dora: Zur Kritik des Frauenstudiums. In: Neues Frauenleben, 1912, Nr. 10, S. 257, zitiert nach: Bandhauer - Schöffmann, 1990b, S. 77.

⁹³ Vgl. Arias, Ingrid: Die ersten Ärztinnen in Wien. Ärztliche Karrieren von Frauen zwischen 1900 und 1938. In: Bolognese - Leuchtenmüller: Töchter des Hippokrates: 100 Jahre akademische Ärztinnen in Österreich. 1. Auflage, Wien: ÖAK - Verlag, 2000, S. 62.

⁹⁴ Vgl. o. V., 1904, S. 7.

von der Ansicht ausgehe, dass die Frauen nur dann auf gleiches Recht Anspruch erheben können, wenn sie auf die Rücksichten verzichten, welche man dem ‚schwachen‘ Geschlecht entgegenzubringen pflegt“.⁹⁵

Dies würde sich in Bezug auf die Umsetzung einer Trennung der Geschlechter in den Studieneinrichtungen schwierig gestalten. Ludwig Hartmann konnte außerdem von keinerlei Schwierigkeiten berichten, die sich durch das gemeinsame Universitätsstudium ergeben hätten können.⁹⁶ Zur Gleichwertigkeit der Leistung weiblicher und männlicher Studierender äußerte sich Karl Kuhn, Dozent für Augenheilkunde, dass „man die gleichen Anforderungen an die Vorbildung stellt“.⁹⁷ Denselben Anspruch erhob auch Marianne Hainisch. Sie erwähnt zudem, dass die Knabenmittelschule modernisiert werden müsse.⁹⁸ Die Grundlage für den Eintritt in die Universität wurde hiermit gesetzlich geregelt: Als Voraussetzung für eine Frau als ordentliche Hörerin an der Philosophischen Fakultät ab 1897 beziehungsweise an der Medizinischen Fakultät ab 1900 galten dieselben Bedingungen wie für Männer: Der Besitz der österreichischen Staatsbürgerschaft, die Erreichung des 18. Lebensjahres – spätestens in dem selben Jahr, in dem die Immatrikulation erfolgte – und ein an einem inländischen Gymnasium oder im Ausland erworbenes, jedoch anerkanntes Reifezeugnis. Um als außerordentliche Hörerin aufgenommen zu werden, musste eine höhere Töchterschule oder Lehrerinnenbildungsanstalt besucht worden sein.⁹⁹

„Unter meinen Zuhörerinnen befanden sich von allem Anfang an auch zahlreiche Studentinnen. Die Arbeit, welche sie besonders auch in den Seminarübungen geleistet haben, hat das Niveau niemals ungünstig, mitunter aber geradezu förderlich beeinflusst, wenn in der Diskussion die weiblichen Studierenden sich hervortaten. Auch die Ergebnisse der Doktorats- und Lehramtsprüfungen waren zufriedenstellend. Nur höchst selten, ja ausnahmsweise war das Resultat negativ ...“.¹⁰⁰

Diese und ähnliche Äußerungen verdeutlichen, wie sehr die Leistungen weiblicher Studierender ausschlaggebend für den Verbleib weiblicher Studierender an der Universität waren. Dies konnte nur die Erfahrung mit sich bringen, die bereits andere europäische Staaten vorzuwei-

⁹⁵ o. V., 1904, S. 9.

⁹⁶ o. V., 1904, S. 9.

⁹⁷ Vgl. o. V., 1904, S. 6.

⁹⁸ Vgl. H., 1910, S. 6.

⁹⁹ Vgl. o. V.: Vorschriften über das Frauenstudium. In: Akademische Gesetze und Verordnungen. Wien: Holzhausen, 1901, S. 66f.

¹⁰⁰ Dopsch, 1927, S. 8.

sen hatten, sowie die Leistungen der Studentinnen an den einzelnen, österreichischen Fakultäten. Diese Erkenntnis geht auch bei Anna Pözl, einer der ersten Medizinstudentinnen an der Universität Wien, hervor:

„Es war uns vom Anfang an klar, daß wir Pionierinnen mehr leisten müßten als der Durchschnitt, um das Vorurteil gegen die Studentinnen zu überwinden“.¹⁰¹

Ernst Moriz Kronfeld stellte es den Frauen – insbesondere den Medizinstudentinnen – frei, ihre Leistungen im Studium und Beruf unter Beweis zu stellen.¹⁰² Julius Hann, Professor der kosmischen Physik und Direktor der k. k. Zentralanstalt für Meteorologie, ging in diesem Zusammenhang weiter und setzt bereits bei der gemeinsamen Schulbildung von Jungen und Mädchen an:

„Ich glaube aber, die Sache würde noch weit unbedenklicher werden, wenn, wie in manchen Kantonen der Schweiz, das Studium schon auf dem Gymnasium gemeinsam wäre – was ich dort an Ort und Stelle von Vätern darüber hörte, schien mir ganz für das gemeinsame Studium von Jugend auf zu sprechen, weil dann der Geschlechtsunterschied wie bei Brüdern und Schwestern mehr zurücktreten würde“.¹⁰³

Nicht nur von dem Glauben über die Möglichkeit in Erbringung hoher Leistungen waren Professoren überzeugt, sondern auch in der Auswirkung auf die Gesellschaft. So äußerte sich zum Beispiel Victor Ritter von Kraus positiv in der Gewissheit, dass Österreichs Töchter durch ein akademisches Studium versorgt wären.¹⁰⁴ Der gleichen Meinung war Emil Zuckerkanzl. Er führte an, wie wichtig es sei, dass eine Frau mit der gewissen Bildung die Freiheit besäße, ihre Studienwahl selbst treffen zu dürfen.¹⁰⁵ Erste Studentinnen und somit Pionierinnen an der Universität erfüllten allein durch ihre Immatrikulation den Zweck, Frauen mehr Rechte einzuräumen.¹⁰⁶ Universitätsprofessor Alfons Huber, über die Studienmotive der Frauen:

¹⁰¹ Pözl, Anna: Wie ich Ärztin wurde (unveröffentlichtes Typoskript), zitiert nach: Bandhauer - Schöffmann, 1990b, S. 77.

¹⁰² Vgl. Kronfeld, Ernst Moriz: Die Frauen und die Medicin. Professor Albert zur Antwort (Zugleich eine Darstellung der ganzen Frage). Wien: Verlag von Carl Konegen, 1895, S. 6.

¹⁰³ o. V., 1904, S. 8.

¹⁰⁴ Vgl. Jacobi, 1895b, S. 6.

¹⁰⁵ Vgl. Jacobi, 1895b, S. 7.

¹⁰⁶ Vgl. Jacobi, 1895b, S. 8.

„Und da muß man wohl sagen, daß es meist das ehrliche Streben nach einer geachteten Position in der menschlichen Gesellschaft ist, und einem solchen Beginnen sollte man billigerweise nicht in den Weg treten“.¹⁰⁷

Alfons Huber ging es also um die Erreichung eines sozialen Status in der Gesellschaft als Zielsetzung – vor allem auf universitärem Boden –, sowie um die Verantwortung für sich selbst, für den eigenen Lebensunterhalt sorgen zu können.

¹⁰⁷ Jacobi, 1895a, S. 7.

4. Studien- und Alltagserfahrungen der ersten Generation weiblicher Studierender

4.1. Selektion und Bedeutung der Autobiographien

Die Selektion geeigneter autobiographischer Quellen gestaltete sich nach der Auswahl von Frauen mit österreichischer Staatsbürgerschaft und Inskription an der Philosophischen Fakultät ab 1897 und an der Medizinischen Fakultät ab 1900 bis 1914.¹⁰⁸ Der Grund, warum in diese Auswahl keine ausländischen Studentinnen aufgenommen wurden, liegt daran, dass sich einige nur kurzfristig an der Universität Wien aufhielten.¹⁰⁹ Alle Kriterien betreffend die Selektion haben die nachfolgenden Verfasserinnen Elise Richter, Ilse von Arlt, Lise Meitner, Helene Deutsch und Käthe Leichter erfüllt. Der Entstehungszeitraum der Autobiographien ist groß und differiert von etwa 1938 bis 1973. Die ausgewählten Frauen werden mit jenem Namen erwähnt, mit welchem sie mit ihrem Werk bekannt geworden sind.

Autobiographie bedeutet „die Beschreibung (*graphia*) des Lebens (*bios*) eines Einzelnen durch diesen selbst (*auto*)“.¹¹⁰ Die Bedeutung der Autobiographie ist des Weiteren, wie es Wilhelm Dilthey ausdrückt:

„(...) auch der kleinste Teil des kontinuierlichen Fortrückens in der Zeit Gegenwart und Erinnerung an das, was eben gegenwärtig war, in sich schließt, so ergibt sich hieraus, daß das Gegenwärtige als solches niemals erfahrbar ist. Hierzu kommt, daß der Zusammenhang des Erinnernten mit dem Gegenwärtigen, der Fortbestand der qualitativ bestimmten Realität, das Fortwirken im Vergangenen als Kraft in der Gegenwart dem Erinnernten einen eigenen Charakter von Präsenz mitteilt“.¹¹¹

¹⁰⁸ Auf die Grenzziehung wird in der Einführung hingewiesen.

¹⁰⁹ Vgl. Heindl, Waltraud: Die russischen Studentinnen an der Wiener Universität. Ein Beispiel ausländischer Hörerinnen. In: Heindl, Waltraud / Tichy, Marina: „Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück ...“. Frauen an der Universität Wien. Wien: WUV - Univ. - Verlag, 1990b, S. 130.

¹¹⁰ Misch, Georg: Begriff und Ursprung der Autobiographie. In: Niggel, Günter (Hg.): Die Autobiographie. Zur Form und Geschichte einer literarischen Gattung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1998, S. 38.

¹¹¹ Dilthey, Wilhelm: Das Erleben und die Selbstbiographie (1906 - 1911 / 1927). In: Niggel, Günter (Hg.): Die Autobiographie. Zur Form und Geschichte einer literarischen Gattung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1998, S. 23.

Wenn also das Erlebte für die Gegenwart derart Relevanz hat, sodass es erinnerungswürdig erscheint, wird es als solches im jeweiligen Bezugsrahmen dargestellt. Die Problematik dieser Quellengattung ist – wie es Helene Deutsch beschreibt,

„(...) daß selbst bei aufrichtigster Bemühung um Objektivität jede Erinnerung mehr oder weniger von der augenblicklichen psychischen Verfassung sowie vom fortdauernden Einfluß dieser Erinnerung auf das Leben als Ganzes abhängig ist“.¹¹²

Der / Die AutorIn schreibt in der Autobiographie über sich selbst, ist somit „Subjekt und Objekt der Darstellung zugleich“, wie Martina Wagner - Egelhaaf feststellt. Überdies kam sie zu dem Ergebnis, dass „niemand in der Lage ist, die subjektive Wahrnehmungsperspektive hinter sich zu lassen“ und warnt vor der erhofften objektiven Wahrheit.¹¹³ Dagmar Günther erwähnt, dass „die autobiographische Erzählung (...) von der Namensidentität von Autor, Erzähler und Held und vom Anspruch eine wahre Geschichte zu erzählen“, abhängig ist, und zwar in der Form, dass das Geschehene nie ident der Erzählung ist. Jedoch wird an die Autobiographie als Quelle die „wahre“ Erzählung vorausgesetzt.¹¹⁴

„Die autobiographische Wahrheit (...) ist zunächst eine selbstreflexive, nach innen gerichtete Wahrheit der aufrechten Gesinnung und der guten Absichten des Autobiographen“.¹¹⁵

Jan Assmann bringt die Begriffe Identität und Erinnerung zusammen, indem er sagt, dass sich der / die AutorIn der Autobiographie infolge der Erzählung mit der Vergangenheit auseinandersetzt. Vergangenheit und Identität versteht er als soziale Konstrukte, „deren Beschaffenheit sich aus den Sinnbedürfnissen und Bezugsrahmen der jeweiligen Gegenwarten her ergibt“.¹¹⁶ Zu der Frage über die Plausibilität von autobiographischen Quellen erläutert Volker Depkat, dass es, abgesehen von Fiktion, wichtig sei, die Lebensgeschichte als Ganzes wahrzunehmen und dessen Authentizität anzuerkennen.¹¹⁷

¹¹² Deutsch, Helene: Selbstkonfrontation. Frankfurt / Main: Fischer - Taschenbuch - Verlag, 1975, S. 13.

¹¹³ Wagner - Egelhaaf, Martina: Autobiographie. 2. Auflage, Band 323. Stuttgart / Weimar: Metzlersche Verlagsbuchhandlung 2005, S. 1f.

¹¹⁴ Günther, Dagmar: „And Now for Something Completely Different“: Prolegomena zur Autobiographie als Quelle der Geschichtswissenschaft. Historische Zeitschrift, Band 272, 02/2001, S. 31f.

¹¹⁵ Günther, 2001, S. 35.

¹¹⁶ Vgl. Assmann, Jan: Das kulturelle Gedächtnis: Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. 5. Auflage, München: Beck, 2005, S. 48

¹¹⁷ Vgl. Depkat, Volker: Autobiographie und die soziale Konstruktion von Wirklichkeit. In: Geschichte und Gesellschaft 29, 2003, S. 475.

Da die Autobiographie eine spezifische Form von Literatur darstellt und „als eine elementare, allgemein menschliche Form der Aussprache der Lebenserfahrung“¹¹⁸ gilt, wird dies hier erwähnt, da das vorliegende Kapitel bis auf notwendige biographische Ergänzungen ausschließlich mit Autobiographien erarbeitet wurde und die subjektive Erinnerung der aufgeschriebenen Erlebnisse im Vordergrund steht.

4.2. Elise Richter

In der *Summe des Lebens* zieht Elise Richter in 32 unterschiedlichen Themenbereichen Bilanz über ihr Leben und fasst ihre Erfahrungen unter den Bezugspunkten „Lebensfreude“ und „Lebensleid“ zusammen. Jahreszahlen zu biographischen Daten sind rar, dafür schreibt sie ihre Autobiographie sehr emotionsbehaftet und in vier Etappen nieder: Am 28. Mai, 27. Juni, 23. Juli und 9. Oktober, verfasst im Jahr 1940.¹¹⁹ Elise Richter zählt zu einer der ersten Frauen, welche an der Universität Wien inskribierten. Sie gibt mit ihrer Autobiographie wichtige Einblicke in eine Zeit nach der unmittelbaren Öffnung der Hochschulen für Frauen, welche tonangebend für die weitere Entwicklung war. Dies und die Tatsache, dass sie eine akademische Laufbahn an der Universität in ihrem anschließenden Berufsleben beibehielt, sind die Gründe, warum bei Elise Richter nicht nur die Zeit des Studiums, sondern auch ihre berufliche Laufbahn aufgearbeitet wird.

4.2.1. Biographie

Elise Richter wurde 1865¹²⁰ als zweite von insgesamt zwei Töchtern geboren, ihre Schwester Helene war nicht ganz vier Jahre älter.¹²¹ Die Familie entstammte dem gehobenen Bürgertum.¹²² Die Kinder wurden behütet großgezogen. Die Eltern hoben bei der Erziehung der Töchter keine Talente hervor, es ging vielmehr um die Vermeidung der Einflussnahme nega-

¹¹⁸ Misch, 1998, S. 36.

¹¹⁹ Vgl. Richter, Elise / Verband der Akademikerinnen Österreichs (Hg.): *Summe des Lebens* (Typoskript 1940). Wien: WUV - Univ. - Verlag, 1997, S. 240.

¹²⁰ Vgl. Sturm, Elfriede / Wille, Christa: *Biographie Elise Richter*. In: Richter, Elise / Verband der Akademikerinnen Österreichs (Hg.): *Summe des Lebens* (Typoskript 1940). Wien: WUV - Univ. - Verlag, 1997, S. 241.

¹²¹ Vgl. Richter, 1997, S. 4.

¹²² Vgl. Richter, 1997, S. 75.

tiver Faktoren und um die Bildung eines eigenständigen Charakters.¹²³ Auf die konfessionelle Ausbildung wurde kein Wert gelegt, sehr wohl aber auf die religiöse. Besonders der Sinn der Gleichwertigkeit aller Religionen wurde herausgestrichen.¹²⁴ Mit sechs Jahren lernte Elise Richter von ihrer Mutter schreiben und lesen, was von da an eine große Leidenschaft für sie bedeutete.¹²⁵ Dadurch, dass ihr Vater die moralische und physische Verwerflichkeit fürchtete und die Mädchenschulen Ende des 19. Jahrhunderts keine adäquate Bildung boten, wurde für die Töchter eine deutsche Erzieherin angestellt.¹²⁶ Sie führte ein strenges Regiment an Schulbildung und Erziehung fort, wie es die Schwestern von ihren Eltern her kannten.¹²⁷ Mit 15 Jahren bildete sich Elise Richter selbst in den Bereichen der Geisteswissenschaften und der Sprachen fort. Schon früh erkannte sie ihre Vorliebe für die Malerei, die Literatur, die Kunst und die Sprachen und reiste sehr gerne.¹²⁸ In jungen Jahren erlernte Elise Richter bereits die französische Sprache und mit 13 Jahren die englische.¹²⁹ Zeit ihres Lebens fühlte sie sich mit ihrer Schwester Helene sehr verbunden, sodass sie zusammenlebten.¹³⁰ Elise Richter begann durch die neugewonnene Freiheit, die sie nach Erlernen des Unterrichtsstoffes hatte, griechisch zu lernen und bei Professor Mussafia Altfranzösisch zu hören.¹³¹ Innerhalb eines Jahres bereitete sie sich bei Professor Klement auf die Matura vor¹³², welche sie 1897 bestand. Im selben Jahr immatrikulierte sie an der Universität Wien im Fach Romanistik. Im Jahr 1901 wurde sie promoviert und 1907 hielt sie ihre erste Vorlesung, als „erste Privatdozentin in Österreich und Deutschland“,¹³³ allerdings ohne Bezahlung. Ihre Habilitationsschrift lautete: „Ab im Romanischen“. 1921 bekam sie die außerordentliche Professur und sechs Jahre später den „Lehrauftrag für pflichtmäßige Sprachwissenschaften und Phonetik“. Sie sollte jedoch bis 1938 Dozentin bleiben, ohne Aussicht auf eine ordentliche Professur.¹³⁴ Im Jahr 1922 gründete sie den „Verband der Akademikerinnen Österreichs“ und verfasste zahlreiche wissenschaftliche Artikel.¹³⁵ Nach Hitlers Einmarsch in Österreich 1938 verlor Elise Richter ihre Lehrtä-

¹²³ Vgl. Richter, 1997, S. 9f.

¹²⁴ Vgl. Richter, 1997, S. 59.

¹²⁵ Vgl. Richter, 1997, S. 33f.

¹²⁶ Vgl. Richter, 1997, S. 37.

¹²⁷ Vgl. Richter, 1997, S. 39.

¹²⁸ Vgl. Richter, 1997, S. 42ff.

¹²⁹ Vgl. Richter, 1997, S. 21f.

¹³⁰ Vgl. Richter, 1997, S. 71.

¹³¹ Vgl. Richter, 1997, S. 100f.

¹³² Vgl. Richter, 1997, S. 101f.

¹³³ Vgl. Sturm / Wille, 1997 S. 241.

¹³⁴ Vgl. Richter, 1997, S. 110f.

¹³⁵ Vgl. Sturm / Wille, 1997, S. 241.

tigkeit und bekam die ablehnende Haltung der Österreicher zu spüren,¹³⁶ da sie aufgrund ihrer Abstammung jüdischer Konfession war.¹³⁷ Elise Richter und ihre Schwester mussten ihre Bücher verkaufen, da sie keine Abfindung von der Universität bekamen.¹³⁸ Im Jahr 1942 wurden die beiden Schwestern nach Theresienstadt deportiert. Elise Richter wurde 1943 ermordet, wenige Monate nach ihrer Schwester Helene.¹³⁹

4.2.2. Studium

Obwohl einige Zeit verstrich, bis sie die Matura absolvierte, erwähnte Elise Richter, dass sie diese Zeit keinesfalls vergeudete. Wie bereits angemerkt, wandte sie sich mit Leidenschaft der Literatur und dem Erlernen von Sprachen zu.¹⁴⁰ Sprachen lernte Elise Richter laufend. So nahm sie Stunden in Spanisch, als sie an der Universität ein Seminar in Spanisch belegte, in den 1890er Jahren nahm sie Privatunterricht in Italienisch¹⁴¹ und erwarb zusätzlich Kenntnisse in Griechisch und Latein.¹⁴² Über das wissenschaftliche Studium und die Möglichkeit der Fortbildung im Allgemeinen war Elise Richter sehr dankbar:¹⁴³

„Ich genoß das Studium wie ein Gnadengeschenk des Himmels. Es war mir mehr als alles andere auf der Welt. Das Studierendürfen war ja schon ein erreichtes Ziel. Die Fähigkeit zu lernen hat sich lange bei mir erhalten.“¹⁴⁴

So groß ihre Wissbegier war, so gering war die Gelegenheit, das zu lernen, worauf sie Lust hatte. Die ersehnten Literaturstunden wurden ihr von den Eltern verwehrt.¹⁴⁵ Es ist bemerkenswert, dass Elise Richter – nicht eingeschüchtert – jene Grenzen auch auslotete, welche Bildung für Frauen allmählich zuließen.

¹³⁶ Vgl. Richter, 1997, S. 217f.

¹³⁷ Vgl. Sturm / Wille, 1997, S. 241.

¹³⁸ Vgl. Richter, 1997, S. 219f.

¹³⁹ Vgl. Sturm / Wille, 1997, S. 241.

¹⁴⁰ Vgl. Richter, 1997, S. 100.

¹⁴¹ Vgl. Richter, 1997, S. 22.

¹⁴² Vgl. Richter, 1997, S. 100.

¹⁴³ Vgl. Richter, 1997, S. 43.

¹⁴⁴ Richter, 1997, S. 43.

¹⁴⁵ Vgl. Richter, 1997, S. 100.

„Vom ersten Augenblick meines akademischen Lebens angefangen, war ich darauf bedacht, meine Rechte nie zu überschreiten, aber auch stets voll zur Geltung zu bringen. Jede Sitzung, jeder Akt, dem ich nun beiwohnen durfte, dem wohnte ich bei. Die alten Herren mußten sich an meinen Anblick gewöhnen. Sie mußten mich dulden, wo sie kein offizielles Recht hatten, mich abzuweisen“.¹⁴⁶

Für das Argument vieler, die Weiblichkeit könnte unter der Anstrengung des Studiums und einer späteren beruflichen, akademischen Laufbahn leiden, hatte Elise Richter folgende Worte übrig:

„Als ob nicht zu jedem Berufe – gerade wie zu dem der Gattin, Mutter, Hausfrau – fester Wille, zähes Festhalten am Notwendigen, sicherer Takt (...) gehörte, die eben eine richtige Frau ausmachen. Kommt die berufliche Begabung dazu, so scheidet nur die fachliche Ausbildung die ‚Berufsfrau‘ von der ‚Hausfrau‘. Wie dabei das echt Frauliche zu Schaden kommen könnte, ist nicht klar“.¹⁴⁷

Die Bindung und den Einfluss der Eltern gab Elise Richter dafür an, nicht mehr für ein Studium der Frauen gekämpft zu haben.¹⁴⁸ Umso größer wurde für sie der Wille, die möglichen Ziele für sich selbst zu erreichen. Zusätzlich merkte Elise Richter jedoch an, dass dies ein reines Bedürfnis nach Freiheit war, ohne das Ziel, den Bildungsweg allen Frauen zugänglich zu machen:

„Immer lebhafter wurde der Neid auf die Buben, die lernen müssen, während wir durch unser Geschlecht Benachteiligten nicht lernen durften. Der Gedanke, das Gymnasium zu machen, von uns wie ein Traum erschaut, wurde als närrische Phantasterei belacht und nicht ernst genommen, es wäre denn, um uns die verdrehten Köpfe energisch zurechtzusetzen. Manche bittere Stunde war das Ergebnis, aber auch die Stählung des Willens zur Überwindung der Hindernisse. Niemals dachten wir daran, im allgemeinen einen Weg zu eröffnen, es war ein rein egoistisches Wegsuchen ans Licht, in die Luft, die unser Lebensbedürfnis waren“.¹⁴⁹

Durch Krankheit und das Tragen eines Mieders war Elise Richters Studienalltag sehr beschwerlich und bestimmte zu einem großen Teil ihr Leben.¹⁵⁰ Dazu führte sie an:

¹⁴⁶ Richter, 1997, S. 109.

¹⁴⁷ Richter, 1997, S. 110.

¹⁴⁸ Vgl. Richter, 1997, S. 101.

¹⁴⁹ Richter, 1997, S. 100.

¹⁵⁰ Vgl. Richter, 1997, S. 6.

„Die Maturavorbereitungsstunden habe ich ganz liegend genommen, und schließlich war nicht mehr die Frage im Vordergrund, ob ich die Prüfung bestehen könne, sondern wie ich um acht Uhr morgens den furchtbar hohen zweiten Stock des Akademischen Gymnasiums bezwingen würde.“¹⁵¹

Die Matura bestand Elise Richter trotz geringer Vorbereitungszeit von nur einem Jahr fast ohne Probleme. Besonders in Mathematik hatte sie Schwierigkeiten, was sich allerdings auf den Prüfungsvorsitzenden zurückführen ließ und sich der Direktor des Gymnasiums, wo sie ihre Reifeprüfung ablegte, bei ihr für die schlechte Benotung entschuldigte.¹⁵² Während des Studiums musste sich Elise Richter durchsetzen, besonders am Anfang. Als sie begann, bei Professor Mussafia Altfranzösisch zu hören, wollte „dieser von einer dilettantischen Hörerin durchaus nichts wissen“.¹⁵³ Trotzdem und obwohl Professor Mussafia sie zunächst nicht im Seminar gestattete, wurde er für Elise Richter Vorbild und Freund zugleich. Aufgrund dieser Freundschaft wurde sie wiederum nach der Zulassung im Seminar benachteiligt, da Professor Mussafia Elise Richter nie eine Frage stellte.¹⁵⁴

„Erst als meine Leistung durch die Arbeit im Meyer – Lübke – Seminar bei den Studenten klargestellt war, überwand Mussafia das Hindernis, freute sich aber einmal ganz ausgesprochen, mich tadeln zu können“.¹⁵⁵

Offen bleibt, ob dies auf die Tatsache der Freundschaft, oder darauf, dass Elise Richter eine der ersten studierenden Frauen war, zurückzuführen ist. Professor Mussafia brachte sie nämlich des Öfteren in Verlegenheit,¹⁵⁶ als ob er sie, immer wenn sich die Gelegenheit bot, prüfen wolle. Die nächste Passage schließt jedoch darauf, dass er sie bloß aus der Reserve locken wollte:

„Ich war um so betroffener, als ich grundsätzlich, vom ersten Tage an, nie antwortete, so lange irgendein anderer sich etwas melden könnte. Denn da ich um so viel älter war als die Studenten, hatte ich natürlich manche Kenntnisse ihnen voraus. (...) Auch war mein größtes Bestreben, keine Art der Bevorrechtung der ‚Dame‘, oder gar der ‚alten Dame‘ aufkommen zu lassen, die sich nach meiner Anschauung mit echter Gleich-

¹⁵¹ Richter, 1997, S. 6.

¹⁵² Vgl. Richter, 1997, S. 102f.

¹⁵³ Vgl. Richter, 1997, S. 101.

¹⁵⁴ Vgl. Richter, 1997, S. 104.

¹⁵⁵ Richter, 1997, S. 104.

¹⁵⁶ Vgl. Richter, 1997, S. 104.

berechtigung nicht verweigerte. (...) Allerdings, wenn die Weisheit aller versagt hatte, war Meyer – Lübkes Frage ‚Fräulein Richter?‘ üblich geworden, und dann erst erklärte er selbst“.¹⁵⁷

Professor Mussafia schätzte besonders an ihr, dass sie sich frei von allen Zwängen nur auf das Studium konzentrieren musste, was für ihn „das Ideal eines Studenten“ bedeutete. Das Haupt-rigorosum erledigte Elise Richter ohne Komplikationen, auch Professor Meyer - Lübke war von ihrer herausragenden Leistung überzeugt. Philosophie belegte sie bei den Professoren Müllner und Jodl, ohne besondere Vorkommnisse.¹⁵⁸ Aufsehen erregte sie erst wieder während der Promotion:

„Als wir, etliche zwanzig Doktoranden, in den Festsaal einzogen, ging ein Flüstern durch die Reihen: ‚Eine Dame!‘ Der Rektor, Prof. v. Schrütka, erwähnte den Fall nicht, mit Recht, denn ich war nicht die überhaupt erste Frau, die hier promovierte, allerdings die erste, die ein vollständiges, volles, regelmäßiges Studium hinter sich, und die erste, die es *summa cum laude* abgeschlossen hatte“.¹⁵⁹

Nach ihrer Promotion belegte Elise Richter Germanistik und stellte fest, dass sie dem Lernen noch immer verbunden war. Allein dadurch waren ihr die jüngeren Studenten unterlegen. Außerdem musste sie nur studieren, wie sie berichtete, und nicht wie andere Studenten zusätzlich für ihren Lebensunterhalt sorgen. Sie studierte von Semester zu Semester und war angesichts ihrer Krankheiten glücklich über das, was sie geschafft hatte.¹⁶⁰ Sie bezeichnete sich selbst als wohlhabend.¹⁶¹ Hier lässt sich etwas über die finanziellen Verhältnisse Elise Richters während des Studiums erahnen. Sie dürfte keine wirtschaftlichen Schwierigkeiten gehabt haben, auch nicht, als feststand, dass sie keine Bezahlung für ihre Dozentur erhalten sollte. Elise Richter war es außerdem wichtig, was die Menschen von ihrer Leistung hielten und nicht von ihrer äußeren Erscheinung. Dies war mit Sicherheit zum einen das Ergebnis des Erziehungsmodells, welches sie genossen hatte. Zum anderen musste sie als Frau beweisen, gute Leistungen erbringen zu können, um nicht durch Äußerlichkeiten abzulenken:

¹⁵⁷ Richter, 1997, S. 104f.

¹⁵⁸ Vgl. Richter, 1997, S. 105.

¹⁵⁹ Richter, 1997, S. 105f.

¹⁶⁰ Vgl. Richter, 1997, S. 44.

¹⁶¹ Vgl. Richter, 1997, S. 110.

„Ich wollte nur sachliche Beurteilung. Nichts hat mich mehr angewidert als die Rederei, besonders von Seite der Frauen: ‚Sie wollen Matura machen? Mit den Professoren ein bißchen kokettieren. Die Dozentur? Einen hübschen Hut kaufen und zum Minister gehen; alles erledigt‘.“¹⁶²

Dies führte dazu, warum Elise Richter für die Frauenfrage wenig übrig hatte:

„Denn, um nicht ‚schwach‘ zu scheinen, um nicht den Glauben zu wecken, sie könnten einem weiblichen Zauber erliegen, waren die Männer oft rauher und härter, als sonst in ihrer Natur lag.“¹⁶³

Mit der bürgerlichen Frauenbewegung der 1890er Jahre setzte sie sich zunehmend wenig auseinander:

„Wir hatten gegen die ‚Erweiterten Frauen‘ (Verein für Erweiterte Frauenbildung) eher ein Lächeln als eine dankbare Regung, und dennoch verdanke ich es ihren und ähnlichen Bestrebungen, daß ich mich schließlich zu der staatliche anerkannten Matura melden konnte“.

Dennoch wandelte sich Elise Richters Einstellung zu ihrem äußeren Erscheinungsbild in den weiteren Jahren:

„Jetzt kam es vielmehr nur darauf an, durch würdiges Auftreten die geistige Leistung zu unterstützen“.

Den nächsten Kampf um Zulassung bekam Elise Richter zu spüren, als sie sich um eine Stelle als Dozentin bemühte:

„(...) so waren auch zuerst in der Fakultät, dann im Ministerium zähe Feinde des Frauenstudiums, die nicht mir persönlich, wohl aber als erster Petentin der Stellung den Eintritt verwehren wollten“.¹⁶⁴

Anfängliche Gegner gegen das Studium der Frauen stellten sich wiederum – wie im Falle Professor Schippers – positiv auf Elise Richter ein:

¹⁶² Richter, 1997, S. 69.

¹⁶³ Richter, 1997, S. 69.

¹⁶⁴ Richter, 1997, S. 106.

„Was hat Ihre Gesinnung so verändert?“ neckte ihn einer der Kollegen nach der Sitzung. – „Nichts“, sagte der ritterliche, unantastbare Schipper. „Ich war und bin gegen das Frauenstudium. Aber wenn es so sein soll, habe ich gegen die Person der Dr. Richter nichts einzuwenden“.¹⁶⁵

Diese Äußerung könnte darauf deuten, dass Elise Richter allein durch ihre Leistung überzeugte, was ihr ein besonderes Anliegen war:

„(...) um den Gegnern keine Handhabe zum Spott zu geben, so hing diesmal mein ganzes Glück davon ab, ob es mir gelang“.¹⁶⁶

Es gelang ihr. Die *Venia legendi* konnte sie fortan ihr eigen nennen. Trotzdem sollte es noch zwei Jahre dauern, bis sie die Bewilligung des Ministeriums bekam. Dies erschütterte sie jedoch nicht. Hofrat Kelle – für die Genehmigung zuständig – erwähnte dazu:¹⁶⁷

„Was wollen Sie eigentlich? Für Männer ist die Dozentur der Anfang der Laufbahn, für Sie zugleich das Ende. Niemals werden Sie zur Professur zugelassen werden“.¹⁶⁸

Ein reger Ansturm von Journalisten, bis zur Abhaltung von Elise Richters erster Vorlesung, folgte. Damit die Vorlesung nicht gestört wurde, wie gerüchtheilber angekündigt, fand sie ohne öffentliche Ankündigung statt. Dies bedeutete jedoch nichts Persönliches gegen Elise Richter.¹⁶⁹ Sie genoss fortan ihre Anstellung als Dozentin und das Zutrittsrecht zum Sprech- und Lesezimmer für Professoren.¹⁷⁰

„Was anderen eine Last, war mir, in bewußter erstmaliger Ausübung eines Rechtes durch eine Frau, eine Genugtuung, eine Freude“.¹⁷¹

Wie von Hofrat Kelle angekündigt, wurde Elise Richter nie die ordentliche Professur verliehen. An ihrem 70. Geburtstag wurde sie hingegen nicht als Dozentin gefeiert, wie es damals die Gegebenheit war, sondern als ordentliche Professorin.¹⁷²

¹⁶⁵ Richter, 1997, S. 106.

¹⁶⁶ Richter, 1997, S. 106.

¹⁶⁷ Vgl. Richter, 1997, S. 107.

¹⁶⁸ Richter, 1997, S. 110.

¹⁶⁹ Vgl. Richter, 1997, S. 107f.

¹⁷⁰ Vgl. Richter, 1997, S. 109.

¹⁷¹ Richter, 1997, S. 109.

¹⁷² Vgl. Richter, 1997, S. 111.

4.3. Ilse Arlt

Ilse Arlts Autobiographie *Mein Lebensweg* bietet aufgrund ihres kurzen Studienaufenthalts in Wien wenige Einblicke, um das vorliegende Thema über Studien- und Alltagserfahrungen eingehend beantworten zu können. Allerdings ist diese Quelle insofern interessant, weil sie mitunter Aufschluss über die Zeit der ersten Studentinnen an den österreichischen Fakultäten um 1900 gibt.

4.3.1. Biographie

Ilse Arlt wurde 1876 als drittes von vier Kindern und als einziges Mädchen in Pötzleinsdorf geboren. Ihr Großvater mütterlicherseits war Arzt und jüdischer Abstammung, ihr Vater war ebenfalls Arzt.¹⁷³ Die Frage nach sozialen Verhältnissen der Menschen beschäftigte Ilse Arlt von frühester Kindheit an. Den Schulstoff der Volks- und Bürgerschule brachte sie sich mehrheitlich selbst oder mit Unterstützung ihrer Eltern bei und musste nur zu den Prüfungen antreten. Bereits in ihrer Kindheit und Jugend hatte Ilse Arlt mit bekannten Persönlichkeiten zu tun, die in ihrem Elternhaus zu Gast waren. So kam sie auch mit zwei der ersten österreichischen Pionierinnen im Arztberuf, Rosa Kerschbaumer und Agnes Bluhm, in Kontakt. Als Ilse Arlt 16 Jahre alt war, übersiedelte die Familie von Wien nach Graz. 1896 absolvierte sie nach eigener Vorbereitung die Lehramtsprüfung für das Unterrichtsfach Englisch. Nach einer Krankheit beschäftigte sie sich vor allem mit der Erreichung eines Lebensstandards und sozialen Eingliederung der gesamten Bevölkerung.¹⁷⁴ Sie wurde im Zuge einer Bewerbung für eine Mitgliedschaft in einem sozialwissenschaftlichen Bildungsverein in den Ausschuss aufgenommen. Mit 25 Jahren wurde ihr eine Stelle als Gewerbeinspektorin angeboten, was ihr von ärztlicher Seite jedoch aus gesundheitlichen Gründen untersagt wurde. Ab 1902 hörte sie an der Juristischen Fakultät zwei Jahre Nationalökonomie, nachdem ihr Professor Philippovich diese Möglichkeit geschaffen hatte. Ilse Arlt wurde im Zuge ihrer Vereinstätigkeit zu Vorträgen in ganz Europa eingeladen und setzte sich für die Durchsetzung des Berufsbildes der Wohlfahrtspflegerin ein. 1912 errichtete sie die erste Fürsorgerinnenschule in Wien. Die

¹⁷³ Vgl. Ertl, Silvia Ursula: Ilse Arlt – (Auto) biographische und werkbezogene Einblicke. Werkausgabe, Band 3. Wien / Berlin: Lit verlag, 2011, S. 16.

¹⁷⁴ Vgl. Ertl, 2011, S. 16ff.

Schule durfte ab 1914 die ersten Frauen, welche sich zur Fürsorgerin ausbilden lassen wollten, begrüßen. Die Schulleitung übernahm Ilse Arlt selbst. Sie veröffentlichte zahlreiche Schriften und war weiterhin sozialpolitisch aktiv. Teilweise unterrichtete sie die Schülerinnen auch in ihrer eigenen Wohnung.¹⁷⁵ Von 1938 bis 1946 war ihre Schule geschlossen. Nach einem erneuten Aufbau musste die Schule 1950 wiederholt geschlossen werden, da die finanziellen Mittel fehlten. Sie starb 1960 in Wien.¹⁷⁶

4.3.2. Studium

Wie oben angeführt, ersparte sich Ilse Arlt durch das Selbststudium bereits die frühesten Schuljahre. Dies begründete sie so:

„(...) das Schulwesen lasse dem Wissenstrieb und besonders der Leistungsfreude der Kinder zu wenig Spielraum“.¹⁷⁷

Als Autodidaktin legte sie schon früh Wert auf die Selbstentfaltung der Persönlichkeit, was auch mit dem Zug der Zeit um 1900 zu tun hatte. Dies kam ihr in späteren Jahren auch zugute. Dazu schrieb sie:

„Da herrschte Wahlpflicht: entweder blieb man Haustochter oder man war ‚modern‘. Eine Mittelstellung bot nur der Lehrberuf (...)“.¹⁷⁸

Dies beschreibt vortrefflich die Situation der Frau, welche sie innehatte. Die Möglichkeiten der Bildung und einer eventuell anschließenden Berufswahl waren begrenzt.

„Damals hatten ja die Frauen noch um Studienmöglichkeiten und um Zulassung zur kleinsten öffentlichen Betätigung zu ringen“.¹⁷⁹

¹⁷⁵ Vgl. Ertl, 2011, S. 19ff.

¹⁷⁶ Vgl. Ertl, 2011, S. 29ff.

¹⁷⁷ Arlt, Ilse: Mein Lebensweg (Typoskript 1973). In: Maiss, Maria / Ertl, Silvia Ursula: Ilse Arlt – (Auto)biographische und werkbezogene Einblicke. Werkausgabe, Band 3. Wien / Berlin: Lit verlag, 2011, S. 82.

¹⁷⁸ Arlt, 2011, S. 84.

¹⁷⁹ Arlt, 2011, S. 81.

Über die Situation der Gesellschaft, insbesondere der Bildungssituation junger Mädchen, bemerkte Ilse Arlt:

„Ein bis zwei Generationen jedoch, etwa 1880 – 1910, waren der Überanstrengung, der Kurzsichtigkeit, der Rückgratsverkrümmung und der Knebelung freier Persönlichkeitsentwicklung ausgeliefert. (...) Gleichzeitig aber wurden die jungen Mädchen über sich selbst hinausgehoben: ihre beständige Beschäftigung im Haushalt war nicht mehr üblich, (...). Die jungen Mädchen, deren Schulen geringe Anforderungen stellten, hatten Zeit und waren unausgefüllt. Bald von da, bald von dort hörte man von Frauen in Männerberufen, vom Universitätsstudium in der Schweiz“.¹⁸⁰

Nach der Ablegung der Lehramtsprüfung in Graz begann Ilse Arlt, Privatunterricht in Englisch anzubieten. Während dieser Zeit hörte sie aufgrund ihrer Vorkenntnisse und abgelegten Prüfungen Vorlesungen in Englisch, Pädagogik und Geographie.

Ilse Arlt stand im Zuge ihrer fürsorglichen Hingabe im Konflikt mit folgender Frage:

„wollte ich egoistisch geistige Fortbildung geniessen, oder zupacken und armen Kindern zu warmen Kleidern und zum Sattessen verhelfen? Er hat später überraschend harmonische Lösung gefunden, als ich jahrelang die wirkliche Not und die, ach, so unwirkliche Hilfe studierend auf den Einfall kam, eben zu Helfen den Weg über geistige Arbeit zu nehmen“.¹⁸¹

Nachdem sie die Stelle als wissenschaftliche Mitarbeiterin nicht annehmen konnte, übersiedelte sie wieder nach Wien. Doch ihr Referat, das sie anlässlich der „Internationalen Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz“ ausarbeitete, soll laut Ilse Arlt „die lang begehrte Zulassung der Frauen zu den juristischen Fakultäten in Österreich entschieden haben“. Von Problemen, von denen andere Studentinnen berichteten, kann Ilse Arlt nichts bezeugen, da sie von der Nationalökonomie nur Positives in Erfahrungen bringen konnte, wenn sich eine Frau für die wissenschaftliche Arbeit in dem Fach interessierte. Neben Vorlesungen besuchte sie auch Professor Philippovichs Seminar für Volkswirtschaftslehre an der Universität Wien. Sie war enttäuscht vom Inhalt der Nationalökonomie, hatte sie doch gehofft, mehr über die Armut und wirtschaftlichen Probleme in der Welt zu erfahren. Ilse Arlt erhob den Anspruch an die Wissenschaft, die Mittel zu detailreichen und kritischen Nachforschungen aufzustellen. Dies

¹⁸⁰ Arlt, 2011, S. 83.

¹⁸¹ Arlt, 2011, S. 85.

gab ihr den endgültigen Anstoß, sich im Feld der Nationalökonomie mit allen Umständen des sozialen Lebens zu beschäftigen und das Berufsfeld der Fürsorge ins Leben zu rufen.¹⁸²

4.4. Lise Meitner

Die Biographie Lise Meitners *Looking back* stellt im Vergleich mit den hier selektierten autobiographischen Quellen eine Ausnahme dar und ist keine Biographie in dem Sinne, dass sie persönliche oder familiäre Angaben enthält. Lise Meitner beschreibt den beruflichen Werdegang von ihrer Hingabe zur Physik über ihr Studium an der Universität Wien bis zu neuen wissenschaftlichen Entwicklungen im *Bulletin of the Atomic Scientists*, einer wissenschaftlichen Zeitschrift über internationale, politische Beziehungen. Gerade dies macht die Autobiographie von Lise Meitner für die vorliegende Arbeit so besonders.

4.4.1. Biographie

Lise Meitner wurde 1878 in Wien geboren. Aus einer jüdischen Familie stammend, legte ihr Vater keinen Wert auf die mosaische Religionserziehung seiner acht Kinder, sondern auf eine gute Bildung im Allgemeinen. Sie ließ sich zur Französischlehrerin ausbilden. Dadurch, dass die Ablegung der Matura nur an Gymnasien für Knaben möglich war, wurde sie vollends von ihrer Familie darin unterstützt, auf die Hochschulreife privat vorbereitet zu werden, um schließlich im Jahr 1901 die Matura zu bestehen und im selben Jahr an der Universität Wien zu inskribieren. Lise Meitner wurde nachhaltig durch die Physiker und Professoren Ludwig Boltzmann und Franz Exner beeinflusst.¹⁸³ Sie promovierte im Jahr 1905 in Physik und im Jahr darauf in Philosophie. Am Institut für Theoretische Physik führte sie ihre Studien fort, um im Jahr 1907 zu Max Planck nach Berlin zu wechseln. Bei dessen Kolloquien lernte sie Otto Hahn kennen, mit welchem sie bei Professor Fischer am Institut bis 1912 zusammenarbeitete. Darauf folgend wurde sie Plancks und Preußens erste Universitätsassistentin. Nach Beginn des Ersten Weltkriegs schrieb sie sich als Röntgenschwester ein. Im Jahr 1917 kehrte

¹⁸² Vgl. Arlt, 2011, S. 85f.

¹⁸³ Vgl. Enderle - Burcel, Gertrude: Lise Meitner. In: Heindl, Waltraud (Hg.) / Tichy, Marina: „Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück ...“. Frauen an der Universität Wien. Wien: WUV - Univ. - Verlag, 1993, S. 233ff.

sich nach Berlin zurück, um eine kriegsbedingte Auflösung ihrer Einrichtung zu unterbinden.¹⁸⁴ 1922 wurde ihr, ohne je eine Habilitationsschrift verfasst zu haben, aufgrund ihrer wissenschaftlichen Forschungstätigkeit die Professur verliehen. Vier Jahre später erhielt sie die Ernennung zur außerordentlichen Professorin. 1933 verlor sie aufgrund der nationalsozialistischen Politik Deutschlands die Berechtigung zur Ausübung der Lehrtätigkeit.¹⁸⁵ Bis 1938 führte sie ihre Forschung auf dem Gebiet der Atomphysik fort, um – durch die Zuspitzung der Situation der Bevölkerung jüdischer Herkunft – mithilfe eines Kollegen nach Holland zu flüchten. Am Nobel - Institut in Stockholm bekam sie eine Forschungsstelle. In Zusammenarbeit mit ihrem Neffen Otto Frisch verfasste sie eine Arbeit über die Atomspaltung. Bei der Entwicklung der Atombombe hatte Lise Meitner wesentlich mitgewirkt, bekam aber erst später Anerkennung für ihre Arbeit.¹⁸⁶ 1968 starb sie, nachdem sie acht Jahre zuvor zu ihrem Neffen umzog, in Cambridge.¹⁸⁷

4.4.2. Studium

„Although I had a very marked bent for mathematics and physics from my early years, I did not begin a life of study immediately. This was partly due to the ideas which were then generally held with regard to the education of women and partly to the special circumstances in my native city, Vienna“.¹⁸⁸

Diese Feststellung Lise Meitners deutet auf die Komplikationen betreffend der Diskussionen über die Öffnung der Hochschulen für Frauen hin, da Lise Meitner eine der ersten Studentinnen war, welche an der Philosophischen Fakultät inskribierten und mit der Lage infolge der öffentlichen Diskussion unweigerlich konfrontiert war. Sie erwähnte weiters:

„I was very unsure as to whether I would be able to become a scientist, so I also took my teaching diploma and did my year`s trial at a girls` high school, in order to keep open these possibilities“.

¹⁸⁴ Vgl. Enderle - Burcel, 1993, S. 236ff.

¹⁸⁵ Vgl. Enderle - Burcel, 1993, S. 240f.

¹⁸⁶ Vgl. Enderle - Burcel, 1993, S. 242ff.

¹⁸⁷ Vgl. Enderle - Burcel, 1993, S. 244.

¹⁸⁸ Meitner, Lise: Looking back. In: Bulletin of the Atomic Scientists. 1964, S. 2.

Auch wenn die Lernbereitschaft Lise Meitners groß war, nahm es einige Zeit in Anspruch, bis sie zur Matura antreten durfte. Ihre Aussage „In order to catch up the several years I had lost (...)“¹⁸⁹ ist auf die Tatsache zurückzuführen, dass ihre Eltern sie mangels *Ernsthaftigkeit* nicht unterstützen wollten. Als Lise Meitner sie doch vom Gegenteil überzeugen konnte, stand fest, dass ihre Schwester Gisela ebenfalls in teurem Privatunterricht auf die Matura vorbereitet werden sollte. Die Ausbildung der älteren Geschwister stand an oberster Stelle, wodurch Lise Meitner sich zur Französischlehrerin ausbilden ließ, um die Familie finanziell zu unterstützen und die „verlorenen Jahre“ zu nutzen.¹⁹⁰ Für die Matura wurde Lise Meitner von Dr. Arthur Szarvasy, einem späteren Physikprofessor in Brno, vorbereitet. Über ihn berichtete sie:

„Dr. Szarvasy had a real gift for presenting the subject matter of mathematics and physics in an extraordinarily stimulating manner“.¹⁹¹

Lise Meitner war eine von vier weiteren Schülerinnen, welche am Akademischen Gymnasium für Knaben in Wien die Matura bestanden.¹⁹² Eventuell ist die Erweiterung ihrer Leidenschaft für Mathematik und Physik Dr. Szarvasy zu verdanken. Im Jahr 1901 inskribierte Lise Meitner für vier Jahre an der Philosophischen Fakultät in Wien und bemerkte, wie ungewöhnlich dies für weibliche Studierende war. Außerdem schilderte sie, dass sie anfangs zu viele Vorlesungen belegt hatte, aber dies im Vergleich zu ihren StudienkollegInnen keine Seltenheit war. Ihre persönlichen Erlebnisse mit dem Mathematikprofessor Dr. Gregenbaur führten dazu, dass Lise Meitner in ihrem Studium und Beruf den Schwerpunkt auf Physik legte. In den folgenden Jahren hörte sie mit Begeisterung Vorlesungen bei Ludwig Boltzmann. Ihr experimentelles Praktikum erhielt sie bei Anton Lampa. Mit der Doktorarbeit *Wärmeleitung in inhomogenen Körpern* promovierte sie bei Professor Exner. In der Erzählung über ihren Studienalltag erzählte sie von Professor Exners Vorlesungen. Diese waren infolge der Abhaltung um die Mittagszeit sehr ermüdend.¹⁹³ Über die Zusammenarbeit mit Professoren an der Universität Wien bemerkte Lise Meitner:

„(...) women`s education was just beginning to develop in Vienna, and indeed in Austria, but I knew very little of this development and must

¹⁸⁹ Meitner, 1964, S. 2.

¹⁹⁰ Vgl. Hardy, Anne / Sexl, Lore: Lise Meitner. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag, 2002, S. 18ff.

¹⁹¹ Meitner, 1964, S. 2.

¹⁹² Vgl. Meitner, 1964, S. 2.

¹⁹³ Vgl. Meitner, 1964, S. 3.

confess I cannot say, even today, whether or not my university teachers were in favor of it“.¹⁹⁴

Dies könnte bedeuten, dass sie während ihrer Studienzeit Konfrontationen vermeiden wollte, oder dies persönlich gar nicht mitbekam, da sie sich voll auf die Möglichkeit, ihre Studien durchführen zu können, konzentrierte. Als eine der wenigen Frauen an der Universität war sich Lise Meitner bewusst, dass sie sich denselben Anforderungen stellen musste, wie jeder andere Studierender. Ruth Lewin Sime erwähnt, dass sich Lise Meitner von dem Gemeinschaftsgefühl, welches besonders von Professoren Exner und Professor Boltzmann am Physikalischen Institut ausging, anstecken ließ. Es handelte sich um eine bescheidene Anzahl von KommilitonInnen, wodurch ihre Begeisterung für physikalische Studien stieg.¹⁹⁵ Lise Meitner betonte, dass sie nie die Absicht hatte, sich in eine Richtung zu spezialisieren, widmete ihre Studien aber folglich der Erforschung der Radioaktivität. Ihre erste, eigenständige Arbeit trägt den Titel *Some Conclusions Derived from the Fresnel Reflection Formula* und gab ihr den Anstoß, ihre Studien an der Universität Berlin fortzuführen,¹⁹⁶ da es in Wien keine freie Stelle gab, mit der sie ihren Lebensunterhalt verdienen konnte und wollte.¹⁹⁷

4.5. Helene Deutsch

Die Autobiographie *Selbstkonfrontation* Helene Deutschs ist in vielerlei Hinsicht eine besondere Quelle. Sie ist bereits 1973 unter dem englischen Titel *Confrontations with Myself* erschienen. Im Vorwort merkte Helene Deutsch an, dass ihre Autobiographie „eine Ergänzung jener anderen Autobiographie darstellt, die (...)“ im „(...) allgemeinen Werk *Die Psychologie der Frau* enthalten ist“.¹⁹⁸ Nach dem Vorwort fügt sich eine Einleitung an, in welcher Helene Deutsch klar stellte, dass sich ihre psychoanalytische Tätigkeit nicht von der Verfassung ihrer Autobiographie trennen lässt.¹⁹⁹ Dies legt den Schluss nahe, dass ihre autobiographischen Ausführungen mehr als Selbstanalyse dienten, indem sie anführte:

¹⁹⁴ Meitner, 1964, S. 3.

¹⁹⁵ Vgl. Sime, Ruth Lewin: Lise Meitner. Ein Leben für die Physik. Frankfurt / Leipzig: Insel Verlag, 2001, S. 31f.

¹⁹⁶ Vgl. Meitner, 1964, S. 3.

¹⁹⁷ Vgl. Sime, 2001, S. 40.

¹⁹⁸ Vgl. Deutsch, 1975, S. 9.

¹⁹⁹ Vgl. Deutsch, 1975, S. 12.

„Von solchen Erinnerungen habe ich manchmal mehr über mich selbst erfahren als durch die Psychoanalyse; ich bin zu dem Schluß gekommen, daß mit Schuldgefühlen beladene Erinnerungen weniger Widerstand leisten, wenn sie beim Schreiben einer Autobiographie, die ein objektiver Rechenschaftsbericht sein will, aufgerufen werden“.²⁰⁰

4.5.1. Biographie

Helene Deutsch, geborene Rosenbach, wurde 1884 als letztes von insgesamt vier Kindern einer angesehenen jüdischen Familie in Przemysl, Galizien, geboren.²⁰¹ Obwohl sie fast gar nicht mit dem jüdischen Glauben vertraut gemacht wurde,²⁰² verfolgte sie das einher gebrachte „Stigma“, Jüdin zu sein, ein ganzes Leben lang. Ihre Herkunft leugnete Helene Deutsch jedoch nie, sie fühlte sich stets mit ihrer Heimatstadt verbunden. Das begründet sie vor allem durch den Ruf, welchen ihr Vater durch seinen Beruf als Anwalt besaß.²⁰³ Schon von Kindheit an hegte sie den Wunsch, ihr Elternhaus verlassen zu wollen, um sich der Erforschung der Wissenschaft zu widmen.²⁰⁴ Helene Deuschs Vater übte großen Einfluss auf sie aus. So hatte sie schon früh Kontakt mit Menschen aller Bevölkerungsschichten, was sie für ihre spätere Arbeit prägte.²⁰⁵ Sie besuchte bis zum Alter von 14 Jahren eine Privatschule, um fortan unter Anleitung ihrer Mutter auf das Leben als Ehefrau und Mutter vorbereitet zu werden. Auch ihr Vater war der Ansicht, dass dieses Rollenbild der Frau in der Gesellschaft entspräche. Sie wehrte sich jedoch, ihr Freiheitsgefühl aufzugeben und genoss erste Anerkennung als Schriftstellerin bei einer örtlichen Zeitung. In der Folge konnte sie ihren Vater dennoch für sich gewinnen und ging für einige Zeit an eine Privatschule in Lwow, um anschließend ein halbes Jahr in Zürich zu verbringen. Insgesamt bereitete sich Helene Deutsch, neben ihrer Liaison zu dem Sozialisten Liebermann und sozialpolitischer Betätigung, mithilfe von Privatstunden fünf Jahre auf das Abitur vor,²⁰⁶ um es 1907 zu bestehen.²⁰⁷ Ihre sozialpolitische Betätigung bestand unter anderem in der Organisation von Arbeiterinnen in der Erreichung ihrer beruflichen

²⁰⁰ Deutsch, 1975, S. 13.

²⁰¹ Vgl. Deutsch, 1975, S. 15.

²⁰² Vgl. Deutsch, 1975, S. 37.

²⁰³ Vgl. Deutsch, 1975, S. 28.

²⁰⁴ Vgl. Deutsch, 1975, S. 23.

²⁰⁵ Vgl. Deutsch, 1975, S. 26.

²⁰⁶ Vgl. Deutsch, 1975, S. 71ff.

²⁰⁷ Vgl. Deutsch, 1975, S. 83.

Interessen.²⁰⁸ Folglich immatrikulierte sie an der Medizinischen Fakultät in Wien. Ihr letztes Studienjahr legte sie im Fach Psychiatrie in München ab, wo sie sich der Psychoanalyse zuwandte und ihren späteren Ehemann und Psychoanalytiker Felix Deutsch kennenlernte.²⁰⁹ Im Jahr 1912 promovierte sie. Bis 1918 war sie unbezahlt als Assistentin an der Wagner - Jau-regg - Klinik in Wien und gleichzeitig während des Ersten Weltkrieges als Militärärztin tätig, wo sie schwierige Fälle von psychiatrischen Erkrankungen, vor allem infolge des Krieges, behandelte.²¹⁰ In dieser Zeit kam auch ihr Sohn Martin zur Welt.²¹¹ Sie setzte sich sehr viel mit ihrer Mutterschaft in Verbindung mit ihrer beruflichen Tätigkeit auseinander, was sie auch ab 1918 in ihrer Lehranalyse bei Sigmund Freud verarbeitete.²¹² Gleichzeitig wurde sie Mitglied der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung und beschäftigte sich in dieser Zeit intensiv mit der Sexualität der Frau,²¹³ wo 1925 ihr bedeutendes Werk *Zur Psychologie der weiblichen Sexualfunktionen* erschien.²¹⁴ Im selben Jahr wurde sie Direktorin des Wiener Ausbildungsinstituts für Psychoanalyse.²¹⁵ Bedingt durch eine Vortragsreihe bekam sie 1934 die Möglichkeit, mit ihrer Familie nach Boston zu ziehen, um dort im Psychoanalytischen Wirkungskreis vor allem mit der Ausbildung von SchülerInnen beschäftigt zu sein.²¹⁶ Helene Deutsch starb im Jahr 1982 in Cambridge, Massachusetts.²¹⁷

4.5.2. Studium

Helene Deutsch sammelte bereits in ihrer Jugend erste Studienerfahrungen in Zürich, als sie ein halbes Jahr Soziologie hörte. Hier kam sie mit russischen Studenten in Kontakt, welche vorwiegend politische Flüchtlinge waren und oft hitzige Diskussionen führten. Dies beflügelte sie zu der folgenden Erkenntnis:²¹⁸

²⁰⁸ Vgl. Deutsch, 1975, S. 82.

²⁰⁹ Vgl. Deutsch, 1975, S. 94f.

²¹⁰ Vgl. Deutsch, 1975, S. 96ff.

²¹¹ Vgl. Deutsch, 1975, S. 109.

²¹² Vgl. Deutsch, 1975, S. 117f.

²¹³ Vgl. Deutsch, 1975, S. 120ff.

²¹⁴ Vgl. Deutsch, 1975, S. 134.

²¹⁵ Vgl. Deutsch, 1975, S. 144.

²¹⁶ Vgl. Deutsch, 1975, S. 157ff.

²¹⁷ Vgl. Mühlleitner, Elke: Deutsch, Helene, geb. Rosenbach. In: Keintzel, Brigitta / Korotin Ilse (Hg.): Wissenschaftlerinnen in und aus Österreich. Leben – Werk – Wirken. Wien (u.a.): Böhlau, S. 130f.

²¹⁸ Vgl. Deutsch, 1975, S. 73.

„Trotzdem hatte ich in kurzer Zeit eine Menge gelernt; ihr Idealismus und ihr Verlangen nach sozialer und politischer Befreiung hatten mich angesteckt“.²¹⁹

Helene Deutsch brauchte nach fünfjähriger, privater Vorbereitungszeit noch eine Sondergenehmigung, um die Reifeprüfung an einem Gymnasium für Knaben ablegen zu dürfen.²²⁰ Dazu schrieb sie:

„Nicht lange danach erhielten die Frauen das Recht, diese Prüfung zu den gleichen Bedingungen wie die Männer abzulegen; das war ein Riesenschritt vorwärts in ihrer Emanzipation“.²²¹

Helene Deutsch war sich zwar sicher, studieren zu wollen, allerdings konnte sie sich anfangs bei der Wahl des Fachgebietes nicht entscheiden. Sie wollte einerseits ihr Talent als Schriftstellerin fördern, andererseits das Erbe ihres Vaters als Anwalt antreten. Dies scheiterte hingegen an der Zulassung von Frauen zur Juristischen Fakultät, welche erst später errungen wurde und Helene Deutsch sich an dessen Durchsetzung aus Prinzip beteiligte. Sie entschied sich schließlich, Medizin zu studieren, in der Annahme, später als Kinderärztin tätig zu sein. Ihr Studium war maßgeblich für die Herausbildung ihrer Persönlichkeit verantwortlich, was bereits aus ihrem Aufenthalt in Zürich hervorgeht. Helene Deutsch entschied sich schnell für den Fachbereich Psychiatrie um. Sie studierte nach Plan und absolvierte die vorgeschriebenen Lehrveranstaltungen in den vorklinischen Fächern, um folglich die klinischen Studien belegen zu können. Die Prüfungen meisterte sie mit ausgezeichnetem Erfolg, was sich manchmal schwierig gestaltete.²²² Sie führte an:

„So war mein Prüfer in Innerer Medizin (auf meinen eigenen Wunsch) Professor Chwostek, der in der Regel alle Studentinnen von seinen Vorlesungen und von seiner Abteilung des Krankenhauses ausschloß (Nur sieben Frauen begannen mit mir zusammen, Medizin zu studieren, und nur drei davon schafften den Abschluß.) Da Professor Chwosteks Verbot genaugenommen illegal war, konnte er sich nicht weigern, eine Studentin zu prüfen, solange alle Formalitäten in Ordnung waren. Aus Trotz brillierte ich bei der Prüfung. Er feuerte seine Fragen ab, ohne mich anzusehen, und redete mich mit ‚Herr Rosenbach‘ an. Nachher fragte er mich

²¹⁹ Deutsch, 1975, S. 73.

²²⁰ Vgl. Deutsch, 1975, S. 83.

²²¹ Deutsch, 1975, S. 83.

²²² Vgl. Deutsch, 1975, S. 83f.

überrascht, wie ich es geschafft hätte, mich so gut vorzubereiten. Das amüsiert mich heute noch, sooft ich daran denke“.²²³

Dies verdeutlicht die Situation, mit welcher – trotz erfolgreicher Zulassungsbestimmungen – die ersten Frauen an den Universitäten zu kämpfen hatten und die Art und Weise, wie Helene Deutsch Professor Chwostek verblüffte und von ihren Leistungen überzeugte. Schließlich ließ er sie trotz vorherrschender Ressentiments („Herr Rosenbach“) die Prüfung absolvieren. In Histologie fand Helene Deutsch eine Methode, mithilfe des Pedells am Institut trotz ihrer Schwäche in dem Fach bei den Prüfungen zu bestehen. Während ihrer Studienzeit in Wien erwähnte sie zum einen Professor Meyer, welcher „(...) es vermochte, das gewöhnlich sehr langweilige Fach Pharmakologie spannend zu gestalten“. Außerdem begegnete Helene Deutsch Professor Tandler, was sie folgendermaßen hervorhob:²²⁴

„Er stand in dem Ruf, sich für seine hübschen Studentinnen mehr zu interessieren, als es seine Lehrtätigkeit erforderte. Irgendeine Art von scharfer Konfrontation zwischen uns war unausbleiblich“.²²⁵

Sie schilderte folglich zwei der Vorfälle, die von persönlicher Konfrontation geprägt waren:²²⁶

„Ich kam manchmal zu spät zu seinen Vorlesungen, an denen alle Studenten teilnehmen mußten. Sobald ich den Saal betrat, drehten sich alle nach mir um und ignorierten den Vortragenden. Bei einem dieser Anlässe unterbrach Tandler sichtlich irritiert seine Vorlesung und bemerkte sarkastisch: ‚Ich warte, bis sich die Herzen der Studenten beruhigt haben‘. (...) Für unsere Arbeit in praktischer Anatomie erhielten wir Leichen zum Sezieren, jeweils vier Studenten eine Leiche, an Kinderleichen arbeiteten jeweils zwei. Als ich zusammen mit einem anderen Studenten eine kleine Leiche zugewiesen bekam, fragte Tandler diesen laut genug, daß es die ganze Klasse hören konnte: ‚Herr X., wollen Sie ein Kind mit Fräulein Rosenbach‘“²²⁷

Das könnte bedeuten, dass sie Konfrontationen nicht vermied, wenn es sie ergab. Denn nach einer weiteren Gegenüberstellung Helene Deutschs mit Professor Tandler bemerkte sie:

„Er erreichte erwartungsgemäß Lachstürme, aber ich ging nach der Übung in sein Büro und erklärte ihm mit bebender Stimme: ‚Wenn so

²²³ Deutsch, 1975, S. 84.

²²⁴ Vgl. Deutsch, 1975, S. 84f.

²²⁵ Deutsch, 1975, S. 85.

²²⁶ Vgl. Deutsch, 1975, S. 85.

²²⁷ Deutsch, 1975, S. 85.

etwas jemals wieder vorkommt, werde ich Mittel und Wege finden
...²²⁸

Oder aber war es Tandlers „Wissen auf dem Gebiet der Bildhauerei, (...)“ das „seine Vorlesungen über Anatomie zu einem Vergnügen machte“²²⁹ und sie somit seine abfälligen Bemerkungen ertrug. Abschließend zu ihren Studienerfahrungen führte Helene Deutsch jedoch an:

„Aber abgesehen von diesen Zwischenfällen und der Prüfung bei Professor Chwostek wurde ich als gute Studentin von allen ernstgenommen“.²³⁰

Ihre chirurgischen Kenntnisse reichten gerade für ein Bestehen aus. Sie hatte ohnehin wenig Interesse am Medizinstudium selbst und benötigte es vor allem zur Herausbildung ihrer Persönlichkeit. Ein weiteres Motiv war, wie schon erwähnt, dass Helene Deutsch ihrem Vater die Zufriedenheit geben wollte, eine akademische Laufbahn und somit bald einen angesehenen Beruf einschlagen würde.²³¹ Eventuell wollte sie damit die Achtung der Familie wahren, was ihr Bruder und ihre beiden Schwestern ihrer Ansicht nach nicht zu tun vermochten. Diesen Schluss lässt die folgende Anmerkung zu:

„Sie wünschten sich einen Sohn, nachdem sie bereits zwei Mädchen und einen Jungen hatten, der nicht ihren Hoffnungen entsprach. Sie wünschten sich einen wirklichen ‚Erben‘, der in die Fußstapfen seines Vaters treten sollte und von dem die anderen sagen würden, daß er ‚ganz der Vater‘ sei“²³²

Über ihre Lebensverhältnisse während des Studiums in Wien merkte Helene Deutsch an:

„Ich weiß noch, wie ich mit anderen hungrigen Studenten in einer langen Schlange vor der Mensa der Universität stand und auf das Öffnen der Tür wartete, während uns der wunderbare Geruch der Fleischlaiberl mit Sauerkraut Tantalusqualen bereitete. Am Monatsende reichte das Geld meist nur noch für Sauerkraut, das Fleischlaiberl wurde zum unerschwinglichen Luxus“.²³³

²²⁸ Deutsch, 1975, S. 85.

²²⁹ Deutsch, 1975, S. 85.

²³⁰ Deutsch, 1975, S. 85.

²³¹ Vgl. Deutsch, 1975, S. 85f.

²³² Deutsch, 1975, S. 31.

²³³ Deutsch, 1975, S. 96f.

Diese Situation war ihr jedoch nicht verhasst, im Gegenteil, sie gefiel sich „in der Rolle der hungernden Studentin“. Es scheint nicht, als hätte sie sich je in einer finanziellen Notlage befunden, da es für sie Möglichkeiten gab, dies durch berufliche Tätigkeiten abzuwenden und sie nicht auf die Hilfe ihrer Eltern angewiesen war.²³⁴ Über ihre Wohnverhältnisse führte sie lediglich an, dass sie nach ihrer Ankunft in Wien auf der Suche nach einem Zimmer war. Dabei musste sie stets Angaben über ihre Herkunft und Religion machen, während die Hauswirtinnen nicht erfreut über ihre Antwort waren. Davon ließ sie sich jedoch nicht beirren.²³⁵ Während des Internationalen Sozialistischen Kongresses in Stockholm im Jahr 1910 lernte sie Rosa Luxemburg und Angelica Balabanoff kennen. Beide Frauen entsprachen dem Vorbild jener Frau, welche Helene Deutsch sein wollte. Beide Frauen spiegelten ein gewisses „Ich – Ideal“ Helene Deuschs wider,²³⁶ vielleicht auch wegen des folgenden Eindrucks:

Rosa Luxemburg „war zu bedeutend, als daß man ‚nur eine Frau‘ in ihr hätte sehen können; selbst ihre Feinde erkannten dies an“.²³⁷

1911 ging sie schließlich nach München, um ihr Studium fortzuführen. Die Trennung von ihrem damaligen Lebenspartner gab dazu den Anstoß.²³⁸ Ihre Promotion, die ein Jahr später folgte, stellte einen „beruflichen Meilenstein“ dar und bedeutete „nach dem Abitur der zweite Schritt auf dem Wege (...) gesellschaftlicher Befreiung“.²³⁹

4.6. Käthe Leichter

Käthe Leichter schrieb ihre Autobiographie im Jahr 1938, als sie einige Monate in Wien in Gefangenschaft verbrachte. Es ist bemerkenswert, dass die Quelle teilweise erhalten geblieben ist. Die *Lebenserinnerungen* Käthe Leichters sind ihren Kindern gewidmet²⁴⁰ und spiegeln Erfahrungen ihres Lebens – einschließlich gesellschaftlichen Lebens, Kindheit, Schul- und

²³⁴ Vgl. Deutsch, 1975, S. 97.

²³⁵ Vgl. Deutsch, 1975, S. 15.

²³⁶ Vgl. Deutsch, 1975, S. 86f.

²³⁷ Deutsch, 1975, S. 89.

²³⁸ Vgl. Deutsch, 1975, S. 93.

²³⁹ Vgl. Deutsch, 1975, S. 96.

²⁴⁰ Vgl. Steiner, 1975, S. 16f.

Studienzeit, sozialistischer Betätigung und Verhältnisse in Arbeiterfamilien – bis zum Jahr 1916 wider.

4.6.1. Biographie

Käthe Leichter, geborene Marianne Katharina Pick, wurde 1895²⁴¹ als zweite von insgesamt zwei Töchtern in Wien geboren. Aus dem jüdischen Bürgertum stammend, wurde sie aufgrund des Freisinns ihrer Eltern mit der jüdischen Konfession hauptsächlich durch ihren Großvater vertraut.²⁴² Schon früh hegte sie den Wunsch, die Menschen in sozialen Belangen unterstützen zu wollen.²⁴³ Nach der Volksschule besuchte Käthe Leichter ab elf Jahren für sechs Jahre das Mädchenlyzeum des Beamtenochtervereins in Wien, womit der Grundstock an höherer Bildung in ihrem Leben gesetzt wurde.²⁴⁴ Außerdem nahm sie aktiv an der sozialistischen Jugendbewegung teil.²⁴⁵ 1914 bestand sie die Matura.²⁴⁶ An jenem Lyzeum, an welchem sie ihren Maturakurs besucht hatte, beaufsichtigte sie nach Kriegsbeginn hilfsbedürftige Söhne aus Arbeiterfamilien. Ohne Ausbildung unterrichtete sie die Kinder in den grundlegendsten Dingen, bevor sie sich um ihr Studium kümmerte.²⁴⁷ In ihrer Begeisterung, sich politisch zu betätigen und die Arbeiterschaft in ihren Zielen zu unterstützen, wurde sie von Ferdinand Lassalle beeinflusst.²⁴⁸ 1914 war auch das Jahr, in dem Käthe Leichter in Staatswissenschaften an der Universität Wien inskribierte.²⁴⁹ Während ihres Studiums kam sie mit Professoren wie Friedrich von Wieser, Eugen von Philippovich und Carl Grünberg in Kontakt. Ihre Studien führten sie zu Karl Marx, sie befasste sich fortan mit Soziologie.²⁵⁰ Das letzte Studienjahr verbrachte sie in Heidelberg, wo im Jahr 1918 ihre Promotion erfolgte. Danach kehrte sie nach Wien zurück, um an der Philosophischen Universität in Wien zu inskribieren, um Inhalte zu erfahren, welche für ihre Arbeit von Bedeutung sein könnten.²⁵¹ Ab 1919 wurde

²⁴¹ Vgl. Steiner, Herbert (Hg.): Käthe Leichter. Leben und Werk. Wien: Europaverlag, 1973, S. 13.

²⁴² Vgl. Leichter, Käthe: Lebenserinnerungen (Typoskript). In: Steiner, Herbert (Hg.): Käthe Leichter. Leben und Werk. Wien: Europaverlag, 1973, S. 238f.

²⁴³ Vgl. Leichter, 1973, S. 300f.

²⁴⁴ Vgl. Leichter, 1973, S. 305f.

²⁴⁵ Vgl. Steiner, 1973, S. 37.

²⁴⁶ Vgl. Leichter, 1973, S. 342.

²⁴⁷ Vgl. Leichter, 1973, S. 346ff.

²⁴⁸ Vgl. Leichter, 1973, S. 359.

²⁴⁹ Vgl. Leichter, 1973, S. 360.

²⁵⁰ Vgl. Leichter, 1973, S. 361ff.

²⁵¹ Vgl. Steiner, 1973, S. 49f.

Käthe Leichter als aktive Sozialistin wissenschaftliche Mitarbeiterin und spätere Vertragsbedienstete der Staatskommission.²⁵² Im Jahr 1921 heiratete sie Otto Leichter, drei Jahre später wurde ihr erster Sohn Heinz geboren.²⁵³ Ab 1925 leitete sie das Frauenreferat in der Arbeiterkammer, obwohl die Bekleidung dieser Position durch eine Frau nicht sehr angesehen war. Sie setzte sich fortan vorwiegend für den Schutz der Arbeiterinnen ein.²⁵⁴ In zahlreichen Organen publizierte sie zudem Artikel über soziale Fragen der Arbeit.²⁵⁵ Ab 1934 kam Käthe Leichter mit ihrem Mann illegal bei Bekannten unter, während die beiden Söhne – der jüngste Sohn Franz zu diesem Zeitpunkt vier Jahre alt – gemeinsam mit den Großeltern in die Schweiz flüchten konnten. Otto und Käthe Leichter gehörten bis 1938 der illegalen Gewerkschaftsbewegung *Revolutionäre Sozialisten* an.²⁵⁶ 1938 wurde Käthe Leichter von der Gestapo verhaftet²⁵⁷ und im Jahr 1942 während der Deportation in das Konzentrationslager Ravensbrück ermordet.²⁵⁸

4.6.2. Studium

1906 gab es für Mädchen nur ein privates Gymnasium und als Mittelschulform einige Mädchenlyzeen, „eine halbschlächtige Schulform, mit der im wirklichen Leben nichts anzufangen ist, da sie weder zum Besuch der Hochschule berechtigt, noch den Mädchen irgendwelche praktischen Kenntnisse vermittelt“. Käthe Leichter genoss jedoch bald, abgesehen von dieser Erkenntnis, die sprachliche und literarische Ausbildung an jenem Beamtenlyzeum, an welchem sie sechs Jahre unterrichtet wurde.²⁵⁹ Nachdem sie nach eigener Vorbereitung die Gymnasialmatura absolviert hatte,²⁶⁰ wollte sie ebenso wie ihr Vater einen juristischen Berufsweg einschlagen. Dies scheiterte jedoch an den Zugangsbeschränkungen für Frauen an der Juristischen Fakultät in Wien. Sie entschied sich, Staatswissenschaften zu belegen, mit dem Wissen, das Doktorat in Deutschland oder in der Schweiz machen zu müssen. Dies lag allerdings nicht hauptsächlich an der zusätzlichen Erschwernis, dass Frauen zur Juristischen Fakultät in Öster-

²⁵² Vgl. Steiner, 1973, S. 53.

²⁵³ Vgl. Steiner, 1973, S. 26.

²⁵⁴ Vgl. Steiner, 1973, S. 73.

²⁵⁵ Vgl. Steiner, 1973, S. 103.

²⁵⁶ Vgl. Steiner, 1973, S. 154.

²⁵⁷ Vgl. Steiner, 1973, S. 16.

²⁵⁸ Vgl. Steiner, 1973, S. 13.

²⁵⁹ Vgl. Leichter, 1973, S. 305.

²⁶⁰ Vgl. Leichter, 1973, S. 342.

reich nicht zugelassen waren, sondern daran, dass es ein Doktorat der Staatswissenschaften in Österreich nicht gab.²⁶¹ Dies schreckte Käthe Leichter jedoch nicht ab, ihre Studien aufzunehmen. Sie hielt dazu fest:

„(...) sie umgaben für mich das staatswissenschaftliche Studium mit einem immer größeren Nimbus, und mein Vater, nicht wenig stolz auf die Pioniertätigkeit seiner Tochter an der Universität, unterstützte mich (...). Mich lockte es natürlich, eine der ersten zu sein, die in Österreich Staatswissenschaften studieren würden“.²⁶²

Sie begann ihr Studium 1914 mit einigen anderen jungen Frauen und freundete sich mit ihnen an. Darunter waren auch „einige Töchter großer Bankdirektoren“, (...) welche „durch die väterlichen Interessenpläne zu diesem Studium bewogen wurden“.²⁶³ Mit Begeisterung hörte Käthe Leichter Vorlesungen und nahm an Seminaren teil, ganz im Sinne der *Wiener Schule* und speziell zur *Grenznutzentheorie*, was ihr zu einem besseren Verständnis der bestehenden Wirtschafts- und Gesellschaftsstruktur verhalf. Im Bereich der Wirtschaftspolitik kam sie mit dem Begriff des *Kathedersozialismus* und Werner Sombart in Verbindung. Dies stellte nach Käthe Leichter ein bedeutendes Gegenstück zur *Grenznutzentheorie* dar, um dessen oft abstrakte Inhalte besser verstehen zu können.²⁶⁴ Carl Grünberg war jener Professor, welcher sie nachhaltig im Bereich des historischen Materialismus prägte.²⁶⁵ In ihrem Studium der Staatswissenschaften hörte sie außerdem Vorlesungen bei Edmund Bernatzik, „der bedeutendste Staatsrechtslehrer des alten Österreich (...)“. Käthe Leichter war bei allem mit Feuereifer dabei und studierte nach dem vorgegebenen Studienplan, worum sie „als eine der ersten Studentinnen, die dies in Staatswissenschaft unternahm, immer erst ansuchen mußte“.²⁶⁶ Der Erste Weltkrieg warf für Käthe Leichter wichtige Fragen auf:

„war unser Studium das Richtige? Durfte man in dieser aufgewählten Zeit das eigene Studium an erste Stelle setzen? War es recht, daß wir Außenseiter der großen sozialen Bewegung blieben, der wir uns doch ideell zugehörig fühlten“?²⁶⁷

²⁶¹ Vgl. Leichter, 1973, S. 360f.

²⁶² Leichter, 1973, S. 361.

²⁶³ Vgl. Leichter, 1973, S. 361.

²⁶⁴ Vgl. Leichter, 1973, S. 361ff.

²⁶⁵ Vgl. Leichter, 1973, S. 364.

²⁶⁶ Vgl. Leichter, 1973, S. 367f.

²⁶⁷ Leichter, 1973, S. 371.

Ihre Studienjahre, welche mit dem Ersten Weltkrieg zusammenfielen, erlebte Käthe Leichter mit gemischten Gefühlen. An der Universität hielten sich überwiegend weibliche Studierende und ältere Professoren auf. Junge Lehrpersonen und männliche Studierende waren hauptsächlich eingerückt. Obwohl die Zeit seit der Öffnung der Hochschulen für Frauen bereits fortgeschritten und die Situation kriegsbedingt an der Universität eine andere war, gab es dennoch Personen, die diesem Bild mit Abneigung begegneten.²⁶⁸ Käthe Leichter hielt dazu fest:

„Beherrscht aber wurde das Bild der Universität immer mehr von den Frauen, sehr zum Unwillen mancher älterer Professoren, die durchaus nicht alle Vorkämpfer des Frauenstudiums waren, wie etwa der von seiner um das Rechtsstudium kämpfenden Tochter angetriebene Bernatzik. Wie widerstrebend hat mich Wieser zu einem Kolloquium bei sich zugelassen“!²⁶⁹

Die Ursprünge dieser Ressentiments lagen jedoch nicht an der Öffnung der Hochschulen für Frauen an sich, sondern vielmehr an dem Konkurrenzverhalten, welches einige Lehrpersonen und männliche Studierende, die aus dem Krieg zurückkehrten, den Frauen entgegen brachten. Die Frauen in Österreich, inklusive einer großen Schar an polnischen und galizischen Flüchtlingen, eroberten die Universität. Die Männer, welche im Krieg Schweres zu leisten hatten, fühlten sich aus den wissenschaftlichen Sphären verdrängt.²⁷⁰ Eine weitere Schwierigkeit betrifft die Selbstverständlichkeit, mit welcher besonders ausländische Studentinnen der Möglichkeit der Frau, an der Universität zu studieren, begegneten. Dies deutet auf einen Wandel der Zeit hin; es stand nicht mehr die berufliche Weiterentwicklung oder bloßes Interesse, sondern Modeerscheinung und Mangel an Lebensinhalt im Vordergrund.²⁷¹

„Es war nicht die erste, von Marianne Weber als *heroisch* bezeichnete Generation der studierenden Frauen. Das waren keine wilden Frauenrechtlerinnen, keine großen Pioniernaturen mehr. Sie dachten weniger an Ruhm als an den Beruf, wußten, daß sie für die gefallenen Brüder würden einspringen müssen, waren wohl auch durch den Krieg um einen anderen Lebensinhalt und gaben daher ihre besten Jugendjahre mit desto größerem Eifer dem Studium hin.“²⁷²

²⁶⁸ Vgl. Leichter, 1973, S. 371.

²⁶⁹ Leichter, 1973, S. 372.

²⁷⁰ Vgl. Leichter, 1973, S. 373.

²⁷¹ Vgl. Leichter, 1973, S. 373.

²⁷² Leichter, 1973, S. 373.

Der Kreis derer, welche das Studium ernst nahmen, war klein. Jedes Semester wurde das Bild der Selbstverständlichkeit größer. Käthe Leichter verurteilte jene Studentinnen, die nichts Besseres mit ihrem Leben anzufangen wussten, deshalb den Weg zur Universität fanden und die wenigen Männer umwarben.²⁷³

„Mir schien der Ernst des Studiums durch dieses Treiben entweicht, mir schienen die Studentinnen, denen es ernst war, durch die flirtenden diskreditiert“.²⁷⁴

Käthe Leichter zählte sich zu den Fleißigen, welche mit Zielstrebigkeit und großer Sorgfalt studierten und sich nicht damit aufhielten, zu kokettieren. Sie entkräftet ihr Urteil jedoch später dadurch, dass jenen Frauen durch die kriegsbedingte Notwendigkeit wieder mehr Lebensinhalt geboten werden musste. Auf ihren Ruf stolz, begegnete Käthe Leichter diesem Treiben jedoch mit gewissem Neid. Kamen Studenten auf sie zu, so geschah dies auf jeden Fall, weil sie sich von ihr Skripten für das Studium oder Ähnliches organisieren wollten.²⁷⁵ Zur bürgerlichen Frauenbewegung nahm Käthe Leichter eine eher abneigende Haltung ein und warf den Frauenrechtlerinnen vor, sich nicht um die eigentliche Problematik zu kümmern.²⁷⁶

„Daß es nicht um die Heraushebung einzelner Bevorrechteter, sondern um die Hebung der so schlecht gestellten Frauenarbeit überhaupt ging, übersahen sie“.²⁷⁷

Dies war ein weiterer Grund, warum sie sich beruflich jenen Fragen widmen wollte, welche für die Frauenarbeit und Gleichberechtigung aller Frauen essentiell waren. Den einzigen Vorstoß, den Käthe Leichter in Richtung „Frauenrechtlertum“ wagte, hing mit der Öffnung der Juristischen Fakultät für Frauen zusammen. Jedes Semester ging sie mit Bernatziks Tochter Marianne Hafferl und weiteren Kolleginnen zur Inskription. Diese wurde abgelehnt und von den Frauen am Gericht zur Klage eingebracht, da die Ablehnung verfassungsrechtlich nicht akzeptabel war. Käthe Leichter gründete zudem den bestehenden *Akademischen Frauenverein* mit Mitgliederinnen der Jugendbewegung und Studienkolleginnen neu, um diesen mehr dem

²⁷³ Vgl. Leichter, 1973 S. 373f.

²⁷⁴ Leichter, 1973, S. 375.

²⁷⁵ Vgl. Leichter, 1973, S. 374.

²⁷⁶ Vgl. Leichter, 1973, S. 376.

²⁷⁷ Leichter, 1973, S. 376.

zeitlichen Geschehen anzupassen und außerdem ein Studentinnenheim zu errichten.²⁷⁸ Über ihre finanziellen Verhältnisse berichtete Käthe Leichter, dass sie nur widerwillig von ihren Eltern unterstützt werden wollte. Da sie dies nicht mehr für nötig erachtete und zutiefst missbilligte, gab sie Nachhilfestunden in Latein. Dabei entstanden so manche Vorbehalte, wie sie folglich schilderte:²⁷⁹

„Jede Haltung wurde mißdeutet. Stand man nicht auf eigenen Füßen, so hieß es, daß man sich von ‚seiner kapitalistischen Familie aushalten lasse‘; versuchte man, auf eigenen Füßen zu stehen, so hatte ‚man es nicht nötig und nahm anderen die Arbeit weg‘.²⁸⁰

Noch zusätzlich im Kinderhort tätig, verdiente sie sich mit Nachhilfestunden ihren Lebensunterhalt und war trotz zeitlicher Auslastung froh über ihre Tätigkeit.²⁸¹ Über ihren Studienalltag schrieb Käthe Leichter, dass dieser sehr vielfältig war:

„Um acht Uhr früh war ich schon am Ende der Stadt im Döblinger Kinderhort. Wenn ich um zwölf Uhr wieder wegging, hatte ich unterrichtet, (...). Auf der Fahrt zur Universität lernte ich in meinen Skripten (...). Zwanzig Minuten nach zwölf stürzte ich die Treppe zum Hörsaal 41 hinauf, wo Wieser gewöhnlich schon am Lesepult stand. Mittags eine kleine Erfrischung, mit viel Diskussion am Universitätsbuffet. Dann eine Stunde, die ich besonders liebte: im Hof der Universität, (...) nachdenken, große Pläne schmieden. Dann von zwei bis vier Uhr, bis die Vorlesungen begannen, Studium im staatswissenschaftlichen Seminar. Die wenigen Männer, die dort arbeiteten, wußten, daß ich es auch tat und sahen mich nicht mehr mißtrauisch als Eindringling, wie am Anfang, an. Von sechs bis sieben Uhr gab es dann wieder Vorlesungen, Seminarübungen an manchen Nachmittagen, Nachhilfestunden (...). Um sieben Uhr abends aber schlich ich mich am liebsten noch auf eine Stunde in die Universitätsbibliothek (...): Geschichte, Philosophie, Kunstgeschichte. (...) unglücklich, wenn um acht Uhr gesperrt wurde. Und zu Hause in der Wohnung, (...) warteten schon die Eltern auf mich. (...) sichtlich stolz, daß zu den Triumphen der älteren Tochter im Ballsaal nun die der jüngeren Tochter an der Universität kamen, das Lob eines Professors, die Anerkennung durch Mitstudierende zu hören“.²⁸²

²⁷⁸ Vgl. Leichter, 1973, S. 377ff.

²⁷⁹ Vgl. Leichter, 1973, S. 379f.

²⁸⁰ Leichter, 1973, S. 380.

²⁸¹ Vgl. Leichter, 1973, S. 370.

²⁸² Leichter, 1973, S. 383ff.

Angesichts der vielen Schwierigkeiten, mit denen Käthe Leichter während ihres Studiums zu kämpfen hatte, hatte sie das, was sie wollte, in jungen Jahren bereits erreicht: Anerkennung – sowohl von Seiten ihres Elternhauses als auch von Studierenden und Lehrenden –, wissbegierige Schüler, wissenschaftliche Erkenntnisse und Freunde, mit denen sie ihre Interessen teilen konnte.²⁸³

4.7. Zusammenfassung der Autobiographien im deutschsprachigen Kontext

Alle fünf Autobiographinnen hatten bereits durch den Besuch eines Lyzeums, Privatunterricht oder Selbststudium ein breites Wissen an höherer Bildung vorzuweisen und waren wissbegierig, dieses durch höhere, wissenschaftliche Erkenntnisse zu erweitern. Zudem boten sie Einblick in das universitäre Feld vom Ende des 19. Jahrhunderts bis – für die Forschungsfrage relevant – 1914 und darüber hinaus, insbesondere in die Lage der studierenden Frauen allgemein.

Alle Frauen gaben an oder erweckten zumindest den Eindruck, aus gutbürgerlichem Hause zu stammen. Ilse Brehmer merkt an, dass die starke Ausrichtung an höherer Bildung – Literatur, Kunst, Malerei – und der Besuch von Konzerten, Theater und Ähnlichem zur Bildung der Persönlichkeit, insbesondere des Weiblichen, beitragen sollte.²⁸⁴ Den Frauen war dies jedoch nicht genug, sie wollten Selbstentfaltung durch ein akademisches Studium und in einem anschließenden Beruf erreichen. Es bedeutete für sie keine Selbstverständlichkeit, jedoch nutzten sie die Möglichkeiten für sich, ein Studium aufzunehmen und ihrer Berufswahl entsprechend anzupassen. Für die Verfasserinnen stand fest, dass sie mit den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln studieren wollten. Die Studentinnen konzentrierten sich – trotz Erfahrungen hinsichtlich der Zugangsbeschränkungen – mit voller Hingabe auf ihr Studium. In ihrer Studie über Else Frobenius, welche von 1908 bis 1911 an der Universität Berlin studierte, berichtet Silke Helling ebenfalls, dass diese „als hochmotivierte und engagierte Studentin der Berliner Universität mit dem Vorsatz angetreten war, aus den vorgefundenen Rahmenbedingungen für

²⁸³ Vgl. Leichter, 1973, S. 385.

²⁸⁴ Vgl. Brehmer, Ilse: „Kraft meiner Wesensart dem alten Ideal der Weiblichkeit entgegengesetzt ...“. Bildungswege bedeutender Frauen am Übergang vom 19. ins 20. Jahrhundert. In: Brehmer, Ilse / Simon, Gertrud: Geschichte der Frauenbildung und Mädchenerziehung in Österreich. Graz: Leykam Buchverlagsgesellschaft, 1997, S. 61.

sich größtmöglichen Nutzen zu erzielen (...)“.²⁸⁵ Bettina Wachter erklärt in ihrer Diplomarbeit über das Leben der ersten Studentinnen an Hochschulen, dass „das männlich - bürgerliche Bildungsideal auch als Metapher für Autonomie, Freiheit und Beweglichkeit“ galt und somit die Studentin zum „Prototyp“ – der „in einen extrem männerbündischen Herrschaftsraum“ eindringenden Frau – wurde.²⁸⁶ Darüber hinaus verdeutlicht Marianne Koerner in ihrer Dissertation über die Erfahrungen erster deutscher Studentinnen, dass diese das Studium als eine Möglichkeit sahen, „(...) sich als weibliche Person, und damit auch ihren Geschlechtsgenossen, den Weg in bisher verbotene Gebiete der Wissenschaft zu öffnen“.²⁸⁷

Jede der Autobiographinnen unterhielt zu den Professoren und Lehrpersonen des jeweiligen Studienfaches eine auf das Studium bezogene, teilweise auch persönliche – auf freundschaftlicher Basis – Beziehung, von der sie meist für die berufliche Zukunft und Entwicklung der Persönlichkeit profitierte. In ihrem Verhältnis zu Professoren waren die Erfahrungen der Studentinnen unterschiedlich, wie oben dargelegt. Maria Steibl erwähnt für die Universität Innsbruck, dass die Beziehung persönlich war, aus dem Grund, da die Hochschule klein und daher überschaubar war.²⁸⁸ Außerdem war eines allen fünf Frauen gemeinsam: Frau und Jüdin im universitären Wissenschaftsbereich zu sein. Jede ging mit der durch Ressentiments bestimmten Zuschreibung auf andere Weise um. Jedoch waren die Eltern, was die höhere Bildung der Töchter anbelangte (mit teilweiser Ausnahme Elise Richters), sehr aufgeschlossen. Keine der Verfasserinnen erweckte den Eindruck, als Jüdin an der Universität benachteiligt gewesen zu sein, erst der Nationalsozialismus änderte diese Anschauung. Die Tatsache, eine der ersten studierenden Frauen an der Universität Wien zu sein, überwog bei allen Frauen. Alexandra Tischel kommt zu dem Schluss, dass jüdische Familien meist der bildungsbürgerlichen Schicht entstammten und Brüder für ihre bildungshungrigen Schwestern Vorbilder gewesen sein könnten. Des Weiteren war wohl eine ‚traditionelle Hochschätzung von Bildung und Wissen im Judentum‘ vorherrschend. Durch den verzeichneten Geburtenrückgang könnten

²⁸⁵ Vgl. Helling, Silke: Schlaglichter auf eine frühe Journalistin und politische Lobbyistin: Else Frobenius (1875 - 1952). In: Auga, Ulrike / Jähnert, Gabriele (Hg.) / Bruns, Claudia (u.a.): Das Geschlecht der Wissenschaften. Zur Geschichte von Akademikerinnen um 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt / New York: Campus Verlag, 2010, S. 154f.

²⁸⁶ Vgl. Wachter, Bettina: „Wahnsinnsfrauen“. Das Leben der ersten Studentinnen an Hochschulen (Helene von Druskowitz und Emilie Kempin). Diplomarbeit. Klagenfurt: Universität Klagenfurt, 2003, S. 45.

²⁸⁷ Vgl. Koerner, 1997, S. 114.

²⁸⁸ Vgl. Steibl, 1985, S. 168.

sich die Möglichkeiten der Bildung für Töchter erweitert haben.²⁸⁹ Bettina Wachter zieht außerdem den Schluss, dass Väter erster Studentinnen meist selbst eine akademische Laufbahn eingeschlagen hatten und somit ihren Töchtern ebenfalls einen höheren Bildungsweg ermöglichen wollten; dies war also stark von der Familie abhängig.²⁹⁰ Marianne Koerner gibt überdies an, dass durch die soziale Herkunft grundsätzlich eine gewisse Hingabe der Töchter zu höherer Bildung gegeben war.²⁹¹

4.7.1. Reflexion von Studien- und Alltagserfahrungen

Mit ihrem Eintritt 1897 in die Universität und einer akademischen Laufbahn bildete Elise Richter eine wahre Pionierin und ebnete damit den Weg für weitere Frauen, ohne es bewusst bezweckt zu haben. Patricia Mazón stellte über die ersten Studentinnen, wie etwa Maria Gräfin von Linden, welche als erste Studentin an der Universität Tübingen studierte, fest, dass diese sich oft nicht als Wegbereiterinnen sahen, sondern „etwas über sich selber als Individuum jenseits des Geschlechtes beweisen zu wollen“.²⁹² Allerdings ist diese Erkenntnis mit Vorsicht zu beurteilen, da man den Eindruck gewinnen könnte, es handle sich um einen Einzelkampf einer Frau und dies eher gebilligt wurde, als die Zugangsbeschränkungen für alle Frauen aufzuheben. Elise Richter erwarb zudem Kenntnisse durch Selbststudium und nutzte die ihr zur Verfügung stehenden Möglichkeiten bis zu dessen Grenze aus. Sie war sich selten bewusst, wie lange es dauern würde, um ihr Ziel erreichen zu können. Davon berichtet auch Bettina Wachter in ihrer Studie über Helene von Druskowitz, welche in Zürich studierte. Den höheren Bildungsweg traditions- und familienbewusst eingeschlagen, stellte sie sich selbst an der Universität als eine der ersten Studentinnen als Ausnahme dar, ungewiss, welchen Ausgang diese Situation nehmen würde.²⁹³ Anders als Elise Richter zum Beispiel, versuchte Helene von Druskowitz, aus der für Frauen angemessenen Norm auszubrechen und provozier-

²⁸⁹ Vgl. Tischel, Alexandra: Wissenschaft jenseits des Berufs – Teilhabe und Ausschuss am Beispiel der Germanistin Helene Herrmann. In: Auga, Ulrike / Jähnert, Gabriele (Hg.) / Bruns, Claudia (u.a.): Das Geschlecht der Wissenschaften. Zur Geschichte von Akademikerinnen um 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt / New York: Campus Verlag, 2010, S. 130.

²⁹⁰ Vgl. Wachter, 2003, S. 44.

²⁹¹ Vgl. Koerner, 1997, S. 113.

²⁹² Vgl. Mazón, Patricia: Die erste Generation von Studentinnen und die Zulassung der „besseren Elemente“ 1890 - 1914. In: Auga, Ulrike / Jähnert, Gabriele (Hg.) / Bruns, Claudia (u.a.): Das Geschlecht der Wissenschaften. Zur Geschichte von Akademikerinnen um 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt / New York: Campus Verlag, 2010, S. 116.

²⁹³ Vgl. Wachter, 2003, S. 69.

te infolge ihrer Beschäftigung mit dem Frauenbild um 1900. Sie war der Ansicht, dass allein durch die Betonung der Talente von Frauen deren Diskriminierung nachließe.²⁹⁴

Obwohl die allgemeine Zulassung noch nicht lange zurück lag, hatten Ilse Arlt und Lise Meitner persönlich keine negativen Erfahrungen während des Studiums zu berichten, auch wenn Vorbehalte gegen studierende Frauen um 1900 noch allgemein die Regel waren. Beide hatten Ausnahmegenehmigungen, Vorlesungen hören zu dürfen. Für Helene Deutsch und Käthe Leichter war die Situation, welche sie an der Universität erlebt hatten, unter anderem eine von Misogynie geformte. Diese Haltung hatte jedoch bei Käthe Leichter kriegsbedingte Gründe, wie oben erwähnt. Über Diskriminierung durch andere StudienkollegInnen berichtete in ihrer Autobiographie – bis auf Helene Deutsch – keine der hier selektierten Verfasserinnen. Die Situation im Lesesaal unter Studenten war jedoch anfänglich etwas verhalten, wie Käthe Leichter schrieb. Bei Helene Deutsch ist bekannt, dass sie persönlichen Konflikten, in diesem Fall mit Professoren, nicht aus dem Weg ging. Die Vorfälle zwischen Helene Deutsch und Professor Chwostek waren die Ausnahme, ansonsten wurde sie von anderen Lehrenden und StudentInnen ernst genommen. Maria Steibl führte in ihrer Dissertation unter anderem eine Studie über die Erfahrungen der ersten Studentinnen an der Universität Innsbruck durch. Sie stellte fest, dass keine der befragten Frauen schlechte Erfahrungen mit StudienkollegInnen machte.²⁹⁵ Wiltrud Ulrike Drechsel merkt an, dass „Ausgrenzungsstrategien, mit denen die Universität ihnen entgegen trat, korrespondierten mit den Weiblichkeitsnormen, die diese Frauen sich in ihrer bildungsbürgerlichen Sozialisation zu eigen gemacht hatten“. Sie verweist demnach auf die Problematik, die sich aufgrund des anerzogenen Ideals der Weiblichkeit für eine Studentin ergeben konnte.²⁹⁶ Marianne Koerner gibt an, dass dies nicht den Schluss zulassen sollte, Studentinnen hätten keine Diskriminierungen erlebt. Manchmal wurden Erfahrungen zu Ausgrenzungen einfach nicht erwähnt, da zum Beispiel die Begeisterung für die Wissenschaft und für Professoren überwog.²⁹⁷

²⁹⁴ Vgl. Wachter, 2003, S. 77.

²⁹⁵ Vgl. Steibl, Maria: „Frauenstudium in Österreich vor 1945. Dargestellt am Beispiel der Innsbrucker Studentinnen“. Dissertation. Innsbruck: Leopold - Franzens - Universität Innsbruck, 1985, S. 163.

²⁹⁶ Vgl. Drechsel, Wiltrud Ulrike: Über Faszination und Ausgrenzung der Universität in den Anfängen des Frauenstudiums. In: Dickmann, Elisabeth / Schöck - Quinteros, Eva: Barrieren und Karrieren. Die Anfänge des Frauenstudiums in Deutschland. Dokumentationsband der Konferenz „100 Jahre Frauen in der Wissenschaft“ im Februar 1997 an der Universität Bremen. 2. Auflage, Band 5. Berlin: trafo Verlag, 2002, S. 287.

²⁹⁷ Vgl. Koerner, 1997, S. 115.

Rein aus Prinzip beteiligte sich Ilse Arlt an einer Erweiterung der Rechte für Frauen in Zuge der Zulassung zu den Hochschulen, insbesondere zur Juristischen Fakultät, wie auch Käthe Leichter und Helene Deutsch es taten. Bis auf Käthe Leichter und Elise Richter ist von keiner bekannt, dass sie sich aktiv an der Frauenbewegung beteiligte. Maria Steibl führt ebenso an, dass die von ihr befragten Frauen während und nach ihrem Studium an der Frauenbewegung wenig Interesse hatten.²⁹⁸

Ilse Arlt und Käthe Leichter sahen sich beide – womöglich im Zuge ihrer Tätigkeit im sozialen Bereich – im Konflikt mit der Frage, ob es rechtens sei, sich der persönlichen Weiterbildung und einem Studium zu widmen, während andere Menschen leiden. Helene Deutsch und Käthe Leichter wurden maßgeblich durch ihre Eltern, vorwiegend durch ihre Väter, in ihrer Persönlichkeit sowie in ihrer Studien- und Berufswahl beeinflusst. Dies könnte darauf deuten, dass sich Helene Deutsch und Käthe Leichter selbst die Verantwortung übertrugen, die gesellschaftliche Position der Familie innerhalb der bürgerlichen Schicht aufrecht zu erhalten. Dies merkt auch Claudia Huerkamp in ihrer Studie an: „Bei einem großen Teil der Interviewpartnerinnen (...) ist eine enge Vaterbindung festzustellen“. Sie komplementiert dies damit, dass die Öffentlichkeit in den meisten Fällen den Vätern vorbehalten war und jene Töchter, welche diesen Bereich anstrebten, unweigerlich in die Sphäre des Vaters traten.²⁹⁹

Helene Deutsch und Käthe Leichter waren es auch, welche eine wissenschaftliche Karriere mit Familie und Mutterschaft vereinbarten. Helene Deutsch setzte sich zudem intensiv mit der Frage der Vereinbarkeit von Karriere und Familie in ihrer Autobiographie auseinander. Ebenso stellte Bettina Wachter in ihrer Studie über Emilie Kempin, welche genauso wie Helene Druskowitz als eine der ersten Studentinnen an der Universität Zürich studierte, fest, dass selbst als Ehefrau und Mutter ein Hunger nach Bildung wuchs. Diese Doppelbelastung diskutierte Helene Druskowitz öffentlich. Wenngleich ein Studium für Frauen als unangemessen galt, promovierte sie 1887 als erste Juristin.³⁰⁰

²⁹⁸ Vgl. Steibl, 1985, S. 177.

²⁹⁹ Vgl. Huerkamp, Claudia: Bildungsbürgerinnen. Frauen im Studium und in akademischen Berufen 1900 - 1945. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1996, S. 40.

³⁰⁰ Vgl. Wachter, 2003, S. 89f.

Die Frauen mussten außerordentliche Leistungen erbringen. Sie mussten beweisen, dass sie zu denselben Verdiensten fähig waren, wie männliche Studierende. Elise Richter fühlte sich in Professor Mussafias Seminar benachteiligt, da er sie anfangs nie aufrief. Dies lag daran, dass er sie infolge ihrer Freundschaft nicht bevorzugen wollte. Bei Elise Richter kam dazu, dass sie sich gar nicht bevorzugen ließe, nur weil sie eine Frau war. Sie wollte die Gleichstellung der StudentInnen wahren. Erst ihre Leistung konnte dafür die Grundlage liefern. Ilse Arlt war zeit ihres Lebens fleißig; bereits in der Kindheit hatte sie sich die notwendigen Schulkenntnisse selbst erarbeitet. Ob es erforderlich war, Anerkennung durch den Erfolg ihrer Leistung zu lukrieren, ist in Ilse Arlts und Lise Meitners Autobiographie nicht festzustellen. Als eine der ersten Studentinnen an der Philosophischen Fakultät sah sich Lise Meitner mit damaligen Zulassungsfragen konfrontiert. Nicht sicher, ob es überhaupt möglich wäre, Physikerin zu werden, ließ sie sich außerdem die Möglichkeit der Lehrtätigkeit offen. Helene Deutsch erwähnte, dass sie mit ihrer bestandenen Prüfung bei Professor Chwostek Eindruck machte. Käthe Leichter stellte mit ihrer Inskription 1914 in der Selektion der aufgenommenen Frauen und ihrer Autobiographie eine Ausnahme dar. Dennoch unterscheiden sich ihre Studienmotive nicht wesentlich von denen der Pionierinnen. Die berufliche Zukunftsaussicht mit Eifer zu erreichen stand im Vordergrund, was im Falle Käthe Leichter jedoch nicht durch die gewisse Selbstverständlichkeit, mit welcher ihr manche Studienkolleginnen an der Universität begegneten, getrübt wurde. Obwohl schon zur nächsten Generation von Studentinnen nach der Öffnung der Hochschulen für Frauen gehörend, waren die Erfahrungen betreffend Reifeprüfung und Studium für Käthe Leichter ebenso von Zugangsbeschränkungen geprägt. So wurde sie zum Beispiel von Professor Wieser nur widerwillig zu seinen Vorlesungen aufgenommen. Der Erste Weltkrieg und jene Studentinnen, welche die Universitäten regelrecht fluteten, waren laut Käthe Leichter ausschlaggebend dafür, dass einige Lehrpersonen und Studenten ein Konkurrenzverhalten gegenüber Studentinnen entwickelten. Maria Steibl führt überdies an, dass die ersten Studentinnen noch dafür kämpfen mussten, ihren Bildungswunsch nach einem Studium durchzusetzen. Dies veränderte sich mit dem Eintritt späterer Studentinnen in dem von Maria Steibls untersuchten Zeitraum von Zulassung bis 1945.³⁰¹ Dies markiert außerdem den Abschnitt, an dem Studentinnen nicht mehr als Ausnahmerecheinung galten, sondern es selbstverständlich war, an der Universität einer Frau zu begegnen, welche fortan aufgrund

³⁰¹ Vgl. Steibl 1985, S. 153.

ihrer Bildung und ihrer Leistungen als Studierende zählen konnten, wie es auch Theresa Wobbe bestätigt.³⁰²

4.7.2. Beweggründe für das Studium

Über ihr Motiv zu studieren äußert Elise Richter:

„Ich betrat die Universität nicht als Frauenrechtlerin. Noch viel weniger dachte ich dabei an den Beruf als Versorgung. Für uns Erstlinge war der maßgebende Impuls der Trieb nach Selbstentfaltung, (...) es war die Sehnsucht nach dem Recht auf höhere Pflichten, nach dem durch die Berufung vorgezeichneten eigenen Lebensweg“.³⁰³

Es bedeutete für Elise Richter demzufolge keine finanzielle oder gesellschaftliche Notwendigkeit, ein Studium aufzunehmen, sondern eine persönliche Bedingung, ihre Individualität dadurch entfalten zu können. Ilse Arlt fand durch ihre Hingabe zur Fürsorge zum Studium der Nationalökonomie. Bei Lise Meitner ist nicht konkret bekannt, was sie dazu bewog, ein Studium aufzunehmen. Möglich wäre, dass sie durch Dr. Szarvasy, welcher sie auf die Reifeprüfung in einem Privatkurs vorbereitete. Sein Engagement, die Fächer Mathematik und Physik zu lehren, beeinflusste sie. Anne Hardy und Lore Sexl schreiben, dass Lise Meitner mit dem Gedanken spielte, Medizin zu studieren, jedoch – laut Lise Meitners Aussage glücklicherweise – von ihrem Vater davon abgehalten wurde.³⁰⁴ Den Anstoß für Helene Deutsch, zu studieren, gab wohl die Stellung ihrer Familie in der bürgerlichen Gesellschaft, insbesondere jene ihres Vaters mit seiner Tätigkeit als Anwalt. Aber auch ihre Erfahrungen in Zürich prägten ihren Freiheitsdrang. Ihre damalige Bekanntschaft lieferte ihr schließlich einen Grund, nach Wien zu gehen.³⁰⁵ Zudem war wohl ihre soziale Ader, sich um die Menschen kümmern zu wollen, für ihre anschließende Studien- und Berufswahl entscheidend. Käthe Leichter war sich sicher, studieren zu wollen, tat sich aber aufgrund ihrer vielfältigen Neigungen bei der

³⁰² Vgl. Wobbe, Theresa: Generation und Anerkennung: Wissenschaftlerinnen im frühen 20. Jahrhundert. In: Dickmann, Elisabeth / Schöck - Quinteros, Eva: Barrieren und Karrieren. Die Anfänge des Frauenstudiums in Deutschland. Dokumentationsband der Konferenz „100 Jahre Frauen in der Wissenschaft“ im Februar 1997 an der Universität Bremen. 2. Auflage, Band 5. Berlin: trafo Verlag, 2002, S. 106f.

³⁰³ Richter, 1997, S. 110.

³⁰⁴ Vgl. Hardy / Sexl, 2002, S. 23.

³⁰⁵ Vgl. Deutsch, 1975, S. 82.

Studienwahl schwer. In erster Linie wollte sie in die Fußstapfen ihres Vaters treten und Jus studieren, dies war aber im Jahr 1914 noch nicht möglich. Außerdem hatte sie noch Interesse für Geschichte, Kunst, Musik und Sprachen – deshalb zog sie den Lehrberuf in Erwägung. Doch gerade in ihrer Begabung für Musik stellte sie sich die Frage:³⁰⁶

„Durfte das Studium abseits davon liegen, was man als eine Lebensaufgabe erkannt hatte, durfte es einfach eine Berufsvorbereitung sein“?³⁰⁷

Sie entschied sich schließlich, infolge ihrer bisherigen sozialen Tätigkeit, für ein Studium der Staatswissenschaften, auch wenn es bedeutete, dass der Weg beschwerlich sein würde.³⁰⁸

4.7.3. Alltag abseits des Studiums

Helene Deutsch war die Einzige unter den hier ausgewählten Frauen, welche für ein Studium aus Galizien nach Österreich zog und mit den oben beschriebenen Schwierigkeiten bezüglich der Zimmersuche konfrontiert war. Paul Roazen erwähnt in seiner biographischen Darstellung über Helene Deutsch, dass sie anfangs ein Mansardenzimmer und etwas später eine „elegante, teure kleine Wohnung mit Zentralheizung in der Stadtmitte“ bezog.³⁰⁹ Elise Richter bewohnte bei Studienbeginn als auch zum Zeitpunkt ihrer autobiographischen Niederschrift mit ihrer Schwester ein Haus im Währing - Döblinger Cottage - Viertel, welches sie zudem vermieteten.³¹⁰ Käthe Leichter wohnte zuhause bei ihren Eltern. Das heimelige Gefühl sowie die Hebung ihrer Position innerhalb der Familie, das sie durch die Erfolge im Studium empfand, genoss sie sehr.³¹¹ In Ilse Arlts und Lise Meitners Autobiographie wurden keine Angaben über die Wohnverhältnisse während des Studiums gemacht. Bei Ilse Arlt ist jedoch aufgrund ihres Umzugs im Alter von 16 Jahren nach Graz anzunehmen, dass sie während ihrer Zeit als ordentliche Hörerin an der Universität Graz zuhause bei ihrer Familie wohnte. Nach ihrem Umzug nach Wien ist über ihre Wohnverhältnisse während des Studiums nichts bekannt. Kei-

³⁰⁶ Vgl. Leichter, 1973, S. 360.

³⁰⁷ Leichter, 1973, S. 360.

³⁰⁸ Vgl. Leichter, 1973, S. 360f.

³⁰⁹ Vgl. Roazen, Paul: Freuds Liebling *Helene Deutsch*. Das Leben einer Psychoanalytikerin. München / Wien: Verlag Internationale Psychoanalyse, 1989, S. 57f.

³¹⁰ Vgl. Richter, 1997, S. 124f.

³¹¹ Vgl. Leichter, 1973, S. 385.

ne der Frauen – mit Ausnahme Helene Deutschs – deutete überdies an, von zuhause ausziehen zu wollen. Marianne Koerner stellt zur Wohnsituation von Studentinnen in Deutschland ein differenziertes Bild fest. Frauen, welche bereits eine berufliche Ausbildung vorzuweisen hatten, mieteten meist ein Zimmer oder wohnten in einer Pension. Junge Studentinnen kamen oft bei Verwandten unter. Geeigneter Wohnraum war grundsätzlich rar. Zu dessen Lösung wurde zum Beispiel in Berlin der Plan gefasst, ein Lehrerinnenheim zu errichten.³¹² Die Problematik mit der Wohnsituation von Studentinnen in Deutschland argumentiert Claudia Huerkamp damit, dass Frauen oft höhere Ansprüche an ihre Wohnung erhoben. Da sie zum Beispiel Gäste empfangen wollten, mussten die Räumlichkeiten größer sein. Ein Student nutzte die Wohnung hauptsächlich zum Schlafen.³¹³

Zur Mobilität ist festzuhalten, dass sich Elise Richter während ihres Studiums hauptsächlich in Wien aufhielt, wenngleich sie eine leidenschaftliche Reisende war. Ilse Arlt zog – wie bereits erwähnt – mit ihrer Familie von Wien nach Graz, wo sie erste Erfahrungen als ordentliche Hörerin sammelte. Danach wechselte sie auf Vorschlag von Professor Philippovich wieder nach Wien, um bei ihm Volkswirtschaftslehre zu hören. Lise Meitner übersiedelte nach ihrer Promotion nach Berlin, um ihre Studien fortzuführen. Helene Deutsch war während ihres Studiums sehr mobil. In der Vorbereitung auf das Abitur ging sie für ein halbes Jahr an die Universität in Zürich. Nach erfolgreicher Absolvierung des Abiturs zog sie nach Wien, um ihr Studium aufzunehmen. Ihr letztes Studienjahr vor der Promotion absolvierte sie in München. Käthe Leichter verbrachte ihr letztes Studienjahr in Heidelberg, wo auch ihre Promotion folgte.

Die finanziellen Mittel für das Studium brachten die Frauen teilweise selbst auf, teilweise wurden sie von ihren Eltern unterstützt. Elise Richter gab an, dass sie wohlhabend war. Sie verfügte somit über die Mittel, sich ihr Studium finanzieren zu können. In Anbetracht der Wartefristen für die Zulassung war es gleichgültig, wie lange es dauern würde, bis sie ihre Ziele erreicht hatte. Mit ihrer Schwester besaß sie einen Einspänner. Jedoch war es ihr während des Studiums stets unangenehm, mit solch einem Luxus anderen Studierenden überlegen zu sein.³¹⁴ Ilse Arlt und Lise Meitner machten keine Angaben zu ihren finanziellen Verhält-

³¹² Vgl. Koerner, 1997, S. 109f.

³¹³ Vgl. Huerkamp, 1996, S. 130f.

³¹⁴ Vgl. Richter, 1997, S. 127.

nissen, wobei Ilse Arlt Nachhilfestunden in Englisch gab, als sie begann, Vorlesungen zu hören. Krankheit folgte und verwehrte ihr auf Anraten des Arztes eine Stelle als Gewerbeinspektorin. Für Lise Meitner erwähnen Anne Hardy und Lore Sexl, dass sie – wenn auch anfänglich widerwillig – von ihren Eltern unterstützt wurde. Helene Deutsch gibt an, sie gefiele sich „in der Rolle der hungernden Studentin“, obwohl ihr ihre Eltern jederzeit Geld zukommen lassen hätten. Sie erweckte somit nicht den Anschein, dass sie in einer finanziellen Notlage gewesen wäre. Paul Roazen berichtet, dass ihre Eltern sie anfänglich aufgrund ihres Verhältnisses zu Liebermann finanziell nicht unterstützen wollten. Dies änderte sich, als sie die *Ernsthaftigkeit* des Studienwunsches ihrer Tochter erkannten. Darüber hinaus arbeitete sie als Schreibhilfe eines Autors.³¹⁵ Käthe Leichter brach mit der Vorstellung, noch länger von ihren Eltern unterstützt zu werden, obwohl die Situation es erlaubte. Sie gab Nachhilfestunden und kümmerte sich um die Obsorge und den Unterricht von Söhnen aus Arbeiterfamilien. Marianne Koerner fand heraus, dass die meisten Studentinnen meist schon eine berufliche Ausbildung hinter sich hatten und somit für ihr Studium großteils selbst aufkommen mussten. Es gab jedoch in Deutschland auch die Möglichkeit, eine Unterstützung in Form eines Stipendiums oder eines zinsfreien Darlehens zu erhalten. Dazu kam, dass zahlreiche Vergünstigungen, von denen männliche Studierende Gebrauch machten, erst für weibliche Studierende durchgesetzt werden mussten.³¹⁶

Nennenswerte Freundschaften zwischen den Autobiographinnen und anderen Studierenden oder Freizeitaktivitäten erwähnten Ilse Arlt und Lise Meitner in ihren Aufzeichnungen nicht. Elise Richter las zeit ihres Lebens mit großer Begeisterung jegliche Art von literarischen Gattungen. Sie widmete sich zudem dem Erlernen von Sprachen im Selbststudium.³¹⁷ Sie erwähnte, dass sie auf jegliche Aktivitäten verzichten musste, als sie mit den Maturavorbereitungen begann.³¹⁸ Für Elise Richter war ihre Schwester Helene trotz häufiger Meinungsverschiedenheiten zugleich wichtigste Freundin, mit der sie ihr Leben verbrachte. Helene Deutsch äußerte in dem Abschnitt über ihre Studienzeit die Reise zum Sozialistischen Kongress nach Stockholm, welche sie mit ihrem Freund durchführte. Durch diese Reise lernte sie Frauen wie Rosa Luxemburg und Angelica Balabanoff kennen, welche sie sich zum Vorbild

³¹⁵ Vgl. Roazen, 1989, S. 56f.

³¹⁶ Vgl. Koerner, 1997, S. 107f.

³¹⁷ Vgl. Richter, 1997, S. 43f.

³¹⁸ Vgl. Richter, 1997, S. 61.

nahm. Käthe Leichter berichtete ausführlich über ihre Freundschaft zu anderen Studierenden. Bereits als Käthe Leichter begann, Nationalökonomie zu studieren, verfügte sie über einen kleinen Kreis an freundschaftlichen Beziehungen zu Studienkolleginnen. Besonders zwei Freundinnen begleiteten sie während des Studiums: Käthe Eissler, ihre Freundin und Kusine aus Kindheitstagen, sowie Gusti Mendl.³¹⁹ Neben ihrem Studium und ihrer Tätigkeit als Nachhilfelehrerin und Kinderbetreuerin fand Käthe Leichter Zeit für Freizeitaktivitäten wie Skifahren³²⁰ oder Konzertbesuche.³²¹

Die äußere Erscheinung spielte für Elise Richter und Käthe Leichter eine nicht unwesentliche Rolle. Bei Elise Richter kam die Freude am Studium an erster Stelle. Sobald sich erste Erfolge einstellten, widmete sie sich zu keiner Zeit „künstlicher Körpersorgfalt“ oder der Frage, wie ihr äußeres Erscheinungsbild auf Andere wirke, im Gegenteil, sie war stolz auf ihre eigenen Leistungen und auf die Tatsache, dass diese auch sachlich anerkannt wurden. Eine Begegnung mit Professor Mussafia bestätigte dies:³²²

„Als ich einmal (...) ein Jasminzweiglein aus dem Garten ins Knopfloch steckte, mich an dem Duft zu stärken, brummte er mich hinterher an: Man kommt nicht mit Blumen ins Seminar. Und als ich in den Ferien (!) in hellem Sommerkleide in die Bibliothek ging und er mich zufällig traf, beäugte er mich streng: ‚So geht man nicht in die Universität‘.“³²³

Auch für Käthe Leichter stand das Studium im Vordergrund. Wie bereits oben erwähnt, bedeutete das Studium für sie keine Selbstverständlichkeit, was sie anderen Studentinnen, die sich mit Flirten an der Universität aufhielten, vorwarf. Für ihre Leistungen wurde sie von Professoren und StudienkollegInnen geschätzt. Trotzdem hätte sie sich gewünscht, einmal nicht wegen Studienunterlagen angesprochen zu werden:

„Nie hätte ich es mir und anderen eingestanden – aber wie froh wäre ich gewesen, wenn mich einmal ein Studienkollege nicht wegen Skripten angesprochen hätte! Wer aber hätte sich getraut, zu mir ernstem, sachli-

³¹⁹ Vgl. Leichter, 1973, S. 370.

³²⁰ Vgl. Leichter, 1973, S. 375.

³²¹ Vgl. Leichter, 1973, S. 385.

³²² Vgl. Richter, 1997, S. 69f.

³²³ Richter, 1997, S. 69.

chem, in Haltung wie in Kleidung absolut unkokettem Mädcl von etwas anderem zu sprechen als vom Studium?³²⁴

Marianne Koerner führt dazu an, dass Frauen der ersten Studentinnengeneration versuchten, sich anhand der vorherrschenden Normen an der Universität einzufügen. Sie geht sogar weiter und schreibt, dass Frauen, die anderer Ansicht waren, als Konkurrentinnen erkannt wurden.³²⁵

³²⁴ Leichter, 1973, S. 375.

³²⁵ Vgl. Koerner, 1997, S. 117.

5. Schluss

Die Öffnung der Hochschulen für Frauen war ein langwieriger Prozess. In der vorliegenden Arbeit geht es aber um Fragen, die mit dem Erfolg des Studiums für Frauen auftraten. Welche Erfahrungen machten Studentinnen in diesem unausweichlichen Kampf um Zulassung, Titel und Berufsausübung? So unterschiedlich die Herkunft und der Lebensstil der Akademikerinnen waren, so lassen sich allgemeine Strukturen feststellen.

Frauen, welche sich für ein Studium und eine eventuelle akademische Berufslaufbahn entschieden, trugen einen Kampf mit den äußeren Zwängen von Gesellschaft und Staat aus. Eine Änderung der Gesetze bezüglich Zulassungsbedingungen schließt nicht automatisch mit ein, dass Frauen an den Hochschulen akzeptiert wurden und dieselbe Freiheit bei der Wahl ihres Studiums genossen wie die Männer. Auch war ausschlaggebend, wie weibliche Studierende von den Professoren und den männlichen Kommilitonen aufgenommen wurden und wie dies in der Gesellschaft wahrgenommen wurde. Zum anderen sahen sich viele Studentinnen aufgrund der traditionellen Rollenzuschreibung als Ehefrau und Mutter in einer Zwangslage. Wollten sie der gesellschaftlichen Norm entsprechen, war es fast unmöglich, dies mit Individualität, höherer Bildung und neuen Berufswegen zu vereinbaren; mit einem Wort: Das Einwirken der äußeren Zusammenhänge auf Studentinnen. Es war bis auf wenige Ausnahmen nicht vorgesehen oder um die Jahrhundertwende gar denkbar, dass Frauen grundsätzlich in der Lage sein würden, hohe Leistungen im Bereich der Wissenschaft erbringen zu können. Die Reaktionen infolge der Diskussionen, ob man Frauen zu den Universitäten zulassen sollte, waren anfangs verhalten. Zudem fühlten sich viele Männer bedroht, von den Frauen in ihrer Position verdrängt zu werden oder sahen die Hochschulen als Orte des Wissens in Gefahr. Einige Lehrpersonen versuchten, dies durch haltlose Argumente wie der scheinbar physischen und psychischen Schwäche von Frauen zu begründen. Kritik von einzelnen Personen oder Vereinigungen erwies sich als gegenstandslos, hatten Männer und Frauen schließlich dieselben Zulassungsbedingungen vorzuweisen, wenn sie ihren Entschluss zu studieren, gefasst hatten. Für den untersuchten Zeitraum lässt sich außerdem ein Anstieg an Stimmen feststellen, die das Studium für Frauen befürworteten. Es ging auch um die Frage der Möglichkeit, ob Frauen und Männer auf wissenschaftlicher Ebene zusammenarbeiten konnten und welches Verhältnis sich infolge des Studiums ergab. Es fiel unterschiedlich aus. Außerdem blieben

Studentinnen im universitären Alltag meist unter sich, kannten sich manchmal bereits vor Studienbeginn oder lernten sich im Laufe des Semesters kennen, um das Studium gemeinsam zu bewältigen. Bis auf Käthe Leichter berichtete keine Autobiographin über Diskriminierungen von Seiten der Studenten. Diese Diskriminierungen äußerten sich in einem regelrechten Konkurrenzverhalten, hervorgerufen durch die Situation des Ersten Weltkriegs. Im Verhältnis zu Professoren waren die Erfahrungen unterschiedlich. Wurden die erforderlichen Leistungen erfüllt oder gar übertroffen, äußerten viele Lehrpersonen Verwunderung und / oder Hochachtung gegenüber den Studentinnen. Von Diskriminierungen seitens der Professoren erzählte in ihrer Autobiographie nur Helene Deutsch. Deshalb kann aber nicht davon ausgegangen werden, dass negative Erfahrungen die Ausnahme darstellten. Die Leistungen der Studentinnen sorgten für positive Rückmeldungen im gesamten deutschen Sprachraum. Die These, dass sie ihre Leistungen unter Beweis stellen mussten, bestätigen für den untersuchten Zeitraum die Aussagen von Professoren an der Universität sowie die fünf Autobiographinnen. Den ersten Studentinnen gilt ein besonderer Verdienst, da sie sich, jede auf ihre Weise, der damaligen öffentlichen Debatte und Leistungsanforderung stellten und ihnen daher auch heute noch großes Interesse zukommt. Die ersten Studentinnen hatten in vielerlei Hinsicht eine Bürde zu tragen. Dessen waren sie sich auch bewusst. Sie erfüllten eine Vorbildfunktion für andere Studentinnen und Studenten, ihnen in der gleichen Weise nachzueifern und in den Leistungen in nichts nachzustehen. Die Autobiographien zeigten, dass die erste Generation von Studentinnen neues Selbstbewusstsein gewonnen hatte, um sich den Herausforderungen zu stellen. Sie hatten einer großen Erwartungsrolle von Seiten der Gesellschaft und Politik zu entsprechen, dazu beizutragen, die Studienmöglichkeiten für Frauen auszuweiten.

Die Relevanz des vorliegenden Themas für die weitere Forschung ist hoch, legten die ersten Studentinnen an der Universität Wien schließlich den Grundstein für die weitere Entwicklung des Studiums für Frauen. Diese Arbeit stellt deshalb den Anspruch auf, dass Forschung über Studien- und Alltagserfahrungen von ersten Studentinnen an weiteren deutschsprachigen Universitäten betrieben werden müsste. Dadurch könnte ein besserer Vergleich gezogen werden. Zudem könnte eine Studie über die gegenwärtige Situation von Studentinnen Aufschluss über die Entwicklungen seit Öffnung der Hochschulen geben.

6. Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Religionszugehörigkeit von Philosophiestudentinnen WS 1897/98 - 1913/14..	16
Abbildung 2: Religionszugehörigkeit von Medizinstudentinnen WS 1900/01 - 1913/14	17
Abbildung 3: Hörerinnen an der Philosophischen Fakultät WS 1897/98 - 1913/14.....	19
Abbildung 4: Gesamtdarstellung von Studierenden an der Universität Wien WS 1897/98 - 1913/14	19
Abbildung 5: Hörerinnen an der Medizinischen Fakultät WS 1900/01 - 1913/14.....	22

7. Literaturverzeichnis

7.1. Gedruckte Quellen

Albert, Eduard: Die Frauen und das Studium der Medicin. Wien: Hölder, 1895

Bernatzik, Edmund: Die Zulassung der Frauen zu den juristischen Studien. In: Jahresbericht des Vereines für erweiterte Frauenbildung in Wien. 1900, 12. Vereinsjahr, S. 5 - 16

Bernartzik, Marie: Das Rechtsstudium der Frauen. In: Der Bund. Zentralblatt des Bundes österreichischer Frauenvereine. 02/1912, 7. Jahrgang, Nr. 2, S. 3 - 5

Bluhm, Agnes: Leben und Streben der Studentinnen in Zürich. Vortrag am 1. März 1890 in Wien. In: Jahresbericht des Vereines für erweiterte Frauenbildung in Wien. 2. Jahrgang, 1889/90, S. 17 - 27

Dopsch, Alfons: Dreißig Jahre Frauenstudium in Österreich. In: o.V.: Dreissig Jahre Frauenstudium in Österreich 1897 - 1927. Festschrift. Wien: Kaltschmid, 1927, S. 6 - 8

Eisenberg, Anton: Zum medizinischen Studium der Frauen. In: o.V.: Dreissig Jahre Frauenstudium in Österreich 1897 - 1927. Festschrift. Wien: Kaltschmid, 1927, S. 11 - 12

Eitelberg, A.: Sollen die Frauen sich auch dem Studium der Medicin zuwenden? In: Fickert, Auguste / Lang, Marie / Mayreder, Rosa (Hg.), Dokumente der Frauen. 1899, Band 1, Nr. 11, S. 286 - 289

Hannak, Emanuel E.: Alberts Essay: Die Frauen und das Studium der Medicin. Kritisch beleuchtet. Wien: Hölder, 1895

H., H.: Das Universitätsstudium der Frauen und die Lyzeen. In: Der Bund. Zentralblatt des Bundes österreichischer Frauenvereine. 03/1910, 5. Jahrgang, Nr. 3, S. 4 - 6

Jacobi, W. (Hg.): Gelehrte Stimmen über Prof. Alberts Broschüre: Die Frauen und das Studium der Medicin. In: Das Recht der Frau. Organ für die moderne Frauenbewegung. Beilage zu: Volksstimme: Organ der demokratischen Partei. 11/1895a, Nr. 195, S. 7 - 8

Jacobi, W. (Hg.): Gelehrte Stimmen über Prof. Alberts Broschüre: Die Frauen und das Studium der Medizin (Fortsetzung). In: Das Recht der Frau. Organ für die moderne Frauenbewegung. Beilage zu: Volksstimme: Organ der demokratischen Partei. 11/ 1895b, Nr. 197, S. 6 - 8

Kerschbaumer, Rosa: Die ärztliche Berufsausbildung und Praxis der Frauen. Vortrag am 2. April 1889 in Wien. In: Jahresbericht des Vereines für erweiterte Frauenbildung in Wien. 1888/89, 1. Vereinsjahr, S. 1 - 16

Kirchhoff, Arthur (Hg.): Die akademische Frau: Gutachten hervorragender Universitätsprofessoren, Frauenlehrer und Schriftsteller über die Befähigung der Frau zum wissenschaftlichen Studium und Berufe. Berlin: Steinitz, 1897

Kronfeld, Ernst Moriz: Die Frauen und die Medicin. Professor Albert zur Antwort (Zugleich eine Darstellung der ganzen Frage). Wien: Verlag von Carl Konegen, 1895

o. V.: Das gemeinsame Universitätsstudium der Geschlechter. In: Neues Frauenleben. 03/1904a, 16. Jahrgang, Nr. 3, S. 5 - 12

o. V.: Die Frau und das Mittelschulstudium. In: Jahresbericht des Vereines für erweiterte Frauenbildung in Wien. 1903/04b, 16. Vereinsjahr, S. 3 - 20

o. V.: Jahresbericht. In: Jahresbericht des Vereines für erweiterte Frauenbildung in Wien. 1899/1900, 12. Vereinsjahr, S. 5 - 9

o. V.: Jahresbericht. In: Jahresbericht des Vereines für erweiterte Frauenbildung in Wien. 1904/05, 17. Vereinsjahr, S. 5 - 9

o. V.: Jahresbericht. In: Jahresbericht des Vereines für erweiterte Frauenbildung in Wien. 1906/07, 19. Vereinsjahr, S. 5 - 9

o. V.: Vorschriften über das Frauenstudium. In: Akademische Gesetze und Verordnungen. Wien: Holzhausen, 1901, S. 66 - 69

o. V.: Wiener Sekundarärztinnen. In: Jahresbericht des Vereines für erweiterte Frauenbildung in Wien. 1907/08, 20. Vereinsjahr, S. 3 - 4

o. V.: Zum Frauenstudium in Österreich. In: Das Recht der Frau. Organ für die moderne Frauenbewegung. Beilage zu: Volksstimme: Organ der demokratischen Partei. 04/1897, Nr. 272, S. 8

Wittels, Fritz: Weibliche Ärzte. In: Die Fackel. Wien, 1907, 9. Jahr, Nr. 225, S. 10 - 24

7.1.1. Autobiographien

Arlt, Ilse: Mein Lebensweg (Typoskript 1973). In: Maiss, Maria / Ertl, Silvia Ursula: Ilse Arlt – (Auto) biographische und werkbezogene Einblicke. Werkausgabe, Band 3. Wien / Berlin: Lit verlag, 2011

Deutsch, Helene: Selbstkonfrontation. Frankfurt: Fischer - Taschenbuch - Verlag, 1975

Leichter, Käthe: Lebenserinnerungen (Typoskript). In: Steiner, Herbert (Hg.): Käthe Leichter. Leben und Werk. Wien: Europaverlag, 1973, S. 235 - 385

Meitner, Lise: Looking back. In: Bulletin of the Atomic Scientists. 1964, S. 2 - 7

Richter, Elise / Verband der Akademikerinnen Österreichs (Hg.): Summe des Lebens (Typoskript 1940). Wien: WUV - Univ. - Verlag, 1997

7.2. Sekundärliteratur

Albisetti, James C.: Mädchenerziehung im deutschsprachigen Österreich, im Deutschen Reich und in der Schweiz, 1866 - 1914. In: Good, David F. / Grandner, Margarete / Maynes, Mary Jo (Hg.): Frauen in Österreich: Beiträge zu ihrer Situation im 19. und 20. Jahrhundert. Wien: Böhlau, 1994, S. 15 - 31

Anderson, Harriet: „Mir wird es immer unmöglicher, ‚die Männer‘ als die Feinde der Frauensache zu betrachten ...“. Zur Beteiligung von Männern an den Bestrebungen der österreichischen Frauenbewegungen um 1900. In: Dienst, Heide / Saurer, Edith (Hg.): „Das Weib existiert nicht für sich“: Geschlechterbeziehungen in der bürgerlichen Gesellschaft. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik, 1990, S. 189 - 201

Arias, Ingrid: Die ersten Ärztinnen in Wien. Ärztliche Karrieren von Frauen zwischen 1900 und 1938. In: Bolognese-Leuchtenmüller: Töchter des Hippokrates: 100 Jahre akademische Ärztinnen in Österreich. 1. Auflage, Wien: ÖAK - Verlag, 2000, S. 55 - 78

Assmann, Jan: Das kulturelle Gedächtnis: Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. 5. Auflage, München: Beck, 2005

Bandhauer - Schöffmann, Irene: Frauenbewegung und Studentinnen. Zum Engagement österreichischer Frauenvereine für das Frauenstudium. In: Heindl, Waltraud / Tichy, Marina: „Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück ...“. Frauen an der Universität Wien. Wien: WUV - Univ. - Verlag, 1990b, S. 49 - 78

Berger, Elisabeth: „Bedrohlich geschieht!“ Der Beginn des Frauenstudiums an der Universität Wien. In: Brugger, Elisabeth / Neichl, Brigitte (Hg.): FrauenForschung. Wissenschaft ist (auch) „weiblich“. 1. Auflage, Wien: Verbund Wiener Volksbildung, 2003, S. 15 - 25

Bolognese - Leuchtenmüller: Töchter des Hippokrates: 100 Jahre akademische Ärztinnen in Österreich. 1. Auflage, Wien: ÖAK - Verlag, 2000

Brehmer, Ilse: „Kraft meiner Wesensart dem alten Ideal der Weiblichkeit entgegengesetzt ...“. Bildungswege bedeutender Frauen am Übergang vom 19. ins 20. Jahrhundert. In: Brehmer, Ilse / Simon, Gertrud: Geschichte der Frauenbildung und Mädchenerziehung in Österreich. Graz: Leykam Buchverlagsgesellschaft, 1997, S. 55 - 74

Brugger, Elisabeth / Neichl, Brigitte (Hg.): FrauenForschung. Wissenschaft ist (auch) „weiblich“. 1. Auflage, Wien: Verbund Wiener Volksbildung, 2003

Christmann, Hans Helmut: Frau und „Jüdin“ an der Universität. Die Romanistin Elise Richter. Mainz: Akademie der Wissenschaften und der Literatur; Wiesbaden: Steiner Verlag, 1980

Depkat, Volker: Autobiographie und die soziale Konstruktion von Wirklichkeit. In: Geschichte und Gesellschaft 29, 2003, S. 441 - 476

Dilthey, Wilhelm: Das Erleben und die Selbstbiographie (1906 - 1911 / 1927). In: Niggel, Günter (Hg.): Die Autobiographie. Zur Form und Geschichte einer literarischen Gattung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1998, S. 21 - 32

Drechsel, Wiltrud Ulrike: Über Faszination und Ausgrenzung der Universität in den Anfängen des Frauenstudiums. In: Dickmann, Elisabeth / Schöck - Quinteros, Eva: Barrieren und Karrieren. Die Anfänge des Frauenstudiums in Deutschland. Dokumentationsband der Konferenz „100 Jahre Frauen in der Wissenschaft“ im Februar 1997 an der Universität Bremen. 2. Auflage, Band 5. Berlin: trafo Verlag, 2002, S. 283 - 292

Enderle - Burcel, Gertrude: Lise Meitner. In: Heindl, Waltraud (Hg.) / Tichy, Marina: „Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück ...“. Frauen an der Universität Wien. Wien: WUV - Univ. - Verlag, 1993, S. 233 - 246

Ertl, Silvia Ursula: Ilse Arlt – Studien zur Biographie der wenig bekannten Wissenschaftlerin und Begründerin der Fürsorgeausbildung in Österreich. In: Ertl, Silvia Ursula / Maiss, Maria: Ilse Arlt – (Auto) biographische und werkbezogene Einblicke. Werkausgabe, Band 3. Wien / Berlin: Lit verlag, 2011, S. 11 - 76

Frey, Cornelia: „Respekt vor der Kreativität des Menschen“. Ilse Arlt: Werk und Wirkung. Opladen: Verlag Barbara Budrich, 2005

Günther, Dagmar: „And Now for Something Completely Different“: Prolegomena zur Autobiographie als Quelle der Geschichtswissenschaft. In: Historische Zeitschrift, Band 272, 02/2001, S. 25 - 61

Hardy, Anne / Sexl, Lore: Lise Meitner. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag, 2002

Heindl, Waltraud: Die Studentinnen der Universität Wien. Zur Entwicklung des Frauenstudiums (ab 1897). In: Dienst, Heide / Saurer, Edith (Hg.): „Das Weib existiert nicht für sich“: Geschlechterbeziehungen in der bürgerlichen Gesellschaft. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik, 1990a, S. 174 - 188

Heindl, Waltraud / Tichy, Marina: „Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück ...“. Frauen an der Universität Wien. Wien: WUV - Univ. - Verlag, 1990b

Heindl, Waltraud: Die russischen Studentinnen an der Wiener Universität. Ein Beispiel ausländischer Hörerinnen. In: Heindl, Waltraud / Tichy, Marina: „Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück ...“. Frauen an der Universität Wien. Wien: WUV - Univ. - Verlag, 1990b, S. 129 - 138

Heindl, Waltraud: Die konfessionellen Verhältnisse. Jüdische und katholische Studentinnen. In: Heindl, Waltraud / Tichy, Marina: „Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück ...“. Frauen an der Universität Wien. Wien: WUV - Univ. - Verlag, 1990b, S. 139 - 149

Helling, Silke: Schlaglichter auf eine frühe Journalistin und politische Lobbyistin: Else Frobenius (1875 - 1952). In: Auga, Ulrike / Jähnert, Gabriele (Hg.) / Bruns, Claudia (u.a.): Das Geschlecht der Wissenschaften. Zur Geschichte von Akademikerinnen um 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt / New York: Campus Verlag, 2010, S. 141 - 156

Huerkamp, Claudia: Bildungsbürgerinnen. Frauen im Studium und in akademischen Berufen 1900 - 1945. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1996

Jacobi, Juliane: The Influence of Confession and State: Germany and Austria. In: Albisetti, James C. / Goodman, Joyce / Rogers, Rebecca: Girl`s secondary education in the Western World: from the 18th to the 20th century. New York: Palgrave Macmillan, 2010, S. 41 - 57

Jantsch, Marlene: Der Aufstieg der österreichischen Ärztin zur Gleichberechtigung. In: Forkl, Martha / Koffmahn, Elisabeth: Frauenstudium und akademische Frauenarbeit in Österreich. Wien: Braumüller, 1968, S. 24 - 29

Koerner, Marianne: Auf fremdem Terrain. Studien- und Alltagserfahrungen von Studentinnen 1900 - 1918. Bonn: Didot - Verlag, 1997

Kuhn, Bärbel: Familienstand: ledig. Ehelose Frauen und Männer im Bürgertum (1850 - 1914). Köln / Wien (u.a.): Böhlau, 2000

Leichter, Otto / Berger, Heinrich (Hg.) / Botz, Gerhard (Hg.): Briefe ohne Antwort. Aufzeichnungen aus dem Pariser Exil für Käthe Leichter 1938 - 1939. Wien / Köln: Böhlau, 2003

Lind, Anna: Das Frauenstudium in Österreich, Deutschland und in der Schweiz. Dissertation, Wien: Universität Wien, 1961

List, Eveline: Mutterliebe und Geburtenkontrolle – Zwischen Psychoanalyse und Sozialismus. Die Geschichte der Margarethe Hilferding - Hönigsberg. Wien: Mandelbaum Verlag, 2006

Mazón, Patricia: Die erste Generation von Studentinnen und die Zulassung der „besseren Elemente“ 1890 - 1914. In: Auga, Ulrike / Jähnert, Gabriele (Hg.) / Bruns, Claudia (u.a.): Das Geschlecht der Wissenschaften. Zur Geschichte von Akademikerinnen um 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt / New York: Campus Verlag, 2010, S. 113 - 125

Maiss, Maria (Hg.): Ilse Arlt. Pionierin der wissenschaftlich begründeten Sozialarbeit. Wien: Löcker, 2013

Mikoletzky, Juliane: „... so konnten sie ganz gewiss auch einen vollwertigen Ingenieur abgeben ...“. Zur Geschichte der Technik – Studentinnen in Wien. In: Brugger, Elisabeth / Neichl, Brigitte (Hg.): FrauenForschung. Wissenschaft ist (auch) „weiblich“. 1. Auflage, Wien: Verbund Wiener Volksbildung, 2003, S. 27 - 41

Misch, Georg: Begriff und Ursprung der Autobiographie (1907 / 1949). In: Niggel, Günter (Hg.): Die Autobiographie. Zur Form und Geschichte einer literarischen Gattung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1998, S. 33 - 54

Mühlleitner, Elke: Deutsch, Helene, geb. Rosenbach. In: Keintzel, Brigitta / Korotin Ilse (Hg.): Wissenschaftlerinnen in und aus Österreich. Leben – Werk – Wirken. Wien (u.a.): Böhlau, 2002, S. 130 - 132

Plechl, Pia Maria: Das Frauenstudium an den philosophischen Fakultäten. In: Forkl, Martha / Koffmahn, Elisabeth: Frauenstudium und akademische Frauenarbeit in Österreich. Wien: Braumüller, 1968, S. 17 - 23

Roazen, Paul: Freuds Liebling *Helene Deutsch*. Das Leben einer Psychoanalytikerin. München / Wien: Verlag Internationale Psychoanalyse, 1989

Sablik, Karl: Zum Beginn des Frauenstudiums an der Wiener medizinischen Fakultät. In: Wiener Medizinische Wochenzeitschrift. 1968, 118. Jahrgang, Nr. 40, S. 817 - 819

Schmidt - Harzbach, Ingrid: Kampf ums Frauenstudium. Studentinnen und Dozentinnen an deutschen Hochschulen. In: Bock, Gisela: Frauen und Wissenschaft: Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen, Juli 1976. 2. Auflage, Berlin: Courage - Verlag, 1977, S. 33 - 73

Schlüter, Anne (Hg.): Zur Geschichte des Frauenstudiums in Deutschland. In: Schlüter, Anne (Hg.): Pionierinnen – Feministinnen – Karrierefrauen? Zur Geschichte des Frauenstudiums in Deutschland. Pfaffenweiler: Centaurus - Verlagsgesellschaft, 1992, S. 1 - 6

Sime, Ruth Lewin: Lise Meitner. Ein Leben für die Physik. Frankfurt / Leipzig: Insel Verlag, 2001

Simon, Gertrud: Hintertreppen zum Elfenbeinturm. Höhere Mädchenbildung in Österreich – Anfänge und Entwicklungen. Reihe Dokumentation, Band 9. Wien: Wiener Frauenverlag, 1993

Steibl, Maria: „Frauenstudium in Österreich vor 1945. Dargestellt am Beispiel der Innsbrucker Studentinnen“. Dissertation. Innsbruck: Leopold - Franzens - Universität Innsbruck, 1985

Steiner, Herbert (Hg.): Käthe Leichter. Leben und Werk. Wien: Europaverlag, 1973

Sturm, Elfriede / Wille, Christa: Biographie Elise Richter. In: Richter, Elise / Verband der Akademikerinnen Österreichs (Hg.): Summe des Lebens (Typoskript 1940). Wien: WUV - Univ. - Verlag, 1997

Tischel, Alexandra: Wissenschaft jenseits des Berufs – Teilhabe und Ausschuss am Beispiel der Germanistin Helene Herrmann. In: Auga, Ulrike / Jähnert, Gabriele (Hg.) / Bruns, Claudia (u.a.): Das Geschlecht der Wissenschaften. Zur Geschichte von Akademikerinnen um 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt / New York: Campus Verlag, 2010, S. 127 - 140

Tuma, Renate: Studienwahl – Fächerwahl – Studienabschlüsse. In: Heindl, Waltraud / Tichy, Marina: „Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück ...“. Frauen an der Universität Wien. Wien: WUV - Univ. - Verlag, 1990b, S. 79 - 92

Wachter, Bettina: „Wahnsinnsfrauen“. Das Leben der ersten Studentinnen an Hochschulen (Helene von Druskowitz und Emilie Kempin). Diplomarbeit. Klagenfurt: Universität Klagenfurt, 2003

Wagner - Egelhaaf, Martina: Autobiographie. 2. Auflage, Band 323. Stuttgart / Weimar: Metzlersche Verlagsbuchhandlung, 2005

Wobbe, Theresa: Generation und Anerkennung: Wissenschaftlerinnen im frühen 20. Jahrhundert. In: Dickmann, Elisabeth / Schöck - Quinteros, Eva: Barrieren und Karrieren. Die Anfänge des Frauenstudiums in Deutschland. Dokumentationsband der Konferenz „100 Jahre Frauen in der Wissenschaft“ im Februar 1997 an der Universität Bremen. 2. Auflage, Band 5. Berlin: trafo Verlag, 2002, S. 103 - 119

Abstract (Deutsch)

In der vorliegenden Arbeit geht es um die Öffnung der Hochschulen für Frauen und es werden dahingehend Studien- und Alltagserfahrungen der ersten Studentinnen an der Universität Wien vom Ende des 19. bis Anfang des 20. Jahrhunderts aufgegriffen. Bildung und Emanzipation, behaftet mit Konfliktsituationen, wurden zu Schlüsselbegriffen einer allgemeinen Entwicklung. Veränderungen in Wissenschaft und Technik trugen maßgeblich dazu bei, Bildung für einen großen Anteil der Bevölkerung zugänglich zu machen. Doch erst als die Zugangsbeschränkungen langsam begannen, sich aufzulösen, war es für Frauen offiziell möglich, in annähernd gleicher Weise wie Männer zu studieren. Dazu musste ein langer Weg beschritten werden, denn höhere Bildung für Frauen oder gar anschließende, berufliche Entwicklungen wurden anfangs von der Gesellschaft abgelehnt und mussten erst in geeigneter Weise durchgesetzt werden. Auch wurden sie nicht sofort an der Universität akzeptiert und als gleichwertig betrachtet. Viele Männer fürchteten, von ihrer Position verdrängt zu werden oder sahen durch das Auftreten studierender Frauen die Wissenschaft in Gefahr. Was waren nun die Beweggründe für diese Frauen, ein Studium aufzunehmen und wie waren die Erfahrungen an der Universität Wien mit Lehrenden und anderen KommilitonInnen in Anbetracht der gesellschaftlichen und politischen Zuschreibung? In diesem Zusammenhang wird auf die Lage weiblicher Studierender an der Philosophischen und Medizinischen Fakultät sowie auf Argumentationen für und wider studierender Frauen eingegangen. Was wirkte gegen diese Entwicklung? Was sprach dafür? Anschließend werden persönliche Erfahrungen anhand ausgewählter Autobiographien herausgearbeitet, um zu erfahren, wer diese Frauen waren, wie sie ihren Studienalltag erlebten und welche Motive sie hatten, ein Studium aufzunehmen. Die Leistung der ersten Pionierinnen war genauso ausschlaggebend für die weitere Entwicklung von höherer Bildung für Frauen, wie die Entscheidung auf gesetzlicher Ebene. Dazu kam die gesellschaftliche Zuweisung der Frau, einer traditionellen Rollenverteilung in der Erfüllung ihrer Pflichten als Ehefrau und Mutter zu folgen. Die ersten weiblichen Studierenden stellten sich diesen Voraussetzungen und erfüllten eine Vorbildfunktion für die weitere Entwicklung der Zulassung der Frauen zu den Universitäten.

Abstract (English)

This master thesis deals with the access of universities for women and everyday experiences of the first female pioneers at the University of Vienna from the late 19th to the early 20th century. Education and emancipation, fraught with conflict situations, have emerged as key terms of a general development. Changes in science and technology contributed significantly to make education accessible for a large proportion of the population. When access restrictions slowly began to dissipate, it became officially possible for women to study almost in the same way as men. This cost a great effort, because higher education for women or even a profession were initially rejected by society and had to be enforced in an appropriate way. Also, they were not accepted and considered equivalent immediately at the University. Many men were afraid of being displaced from their position or saw the field of science at risk. What were now the motives for these women to take up studies and how was the experience at the University with professors and students in the social and political discussion? In this context the situation of female students at the Philosophical and Medical Faculty as well as arguments for and against female students will be mentioned. Which force worked against these developments? Which reasons supported it? Further, personal experiences based on selected autobiographies are used, to find out, who these women were, how they experienced their daily routine at the university and what motives they had to register at the University. The achievement of the first pioneers was as essential as the legal requirements. Besides, the female student had to struggle with the compulsion of the traditional distribution of gender roles in society, especially in the performance of her duties as a wife and mother. The first female students confronted themselves with these circumstances und fulfilled a role model for the further development of the permission of women to the Universities.

Lebenslauf

Name: Christina Doleschal BA

Geburtsdatum: 5. Jänner 1987

Staatsbürgerschaft: Österreich

Schulausbildung:

2001-2006	Höhere Lehranstalt für wirtschaftliche Berufe Wien 3
06/2006	Reife- und Diplomprüfung
09/09-12/09	EF Int. School in San Francisco (Cambridge FCE)
2007-2012	Diplomstudium der Geschichte an der Universität Wien
2012	Bachelorstudium der Geschichte an der Universität Wien
seit 10/12	Masterstudium der Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universität Wien

Besondere Kennzeichen: sehr gute Englischkenntnisse
gute Französischkenntnisse (5 Jahre)
Spanischkenntnisse (3 Jahre)
Grundkenntnisse in Italienisch
Grundkenntnisse in Latein mit Ergänzungsprüfung

Hobbies: Zeichnen, Fotografie, Lesen, Kino, Sport, Reisen, Tauchen

Berufserfahrung:

08/06-10/06:	Verkehrsbüro Hotellerie GmbH, Wien
11/06-02/07:	Trenkwalder GmbH, Wien
seit 03/07:	s Servicecenter GmbH, Wien